



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

Intralinguale Übersetzung in der barrierefreien Kommunikation am Beispiel der Leichten & Einfachen Sprache

verfasst von

Katharina Schnabl, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, im Oktober 2017

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 060 351 348

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Masterstudium Übersetzen Spanisch Italienisch

Betreut von:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Kaindl

Ein durchschnittlicher Satz in einer deutschen Tageszeitung
ist ein erhabenes und imposantes Kuriosum;
er nimmt etwa eine Viertelspalte ein;
[...] er behandelt vierzehn oder fünfzehn verschiedene Themen,
jedes umhegt von seiner eigenen Parantese,
hier und da versehen mit ein paar Sondereinschüben,
die ihrerseits drei oder vier der kleineren umschließen,
so dass Gehege innerhalb der Gehege entstehen;
schließlich werden sämtliche Über- und Untereinschübe
zwischen zwei riesige Königsparanthesen gepfercht,
von denen die eine
in der ersten Zeile des majestätischen Satzes platziert wird
und die andere
in der Mitte des letzten
– *danach kommt das VERB*,
und man erfährt zum ersten Mal, wovon dieser Mensch überhaupt redet.

(Twain 1880 [2010]:15f, zit. in Bredel/Maaß 2016a:383, Hervorhebungen
im Original)

0	EINLEITUNG.....	4
1	TRANSLATIONSTHEORETISCHE GRUNDLAGEN.	6
1.1	KATHARINA REIß & HANS J. VERMEER.	7
1.1.1	<i>Skopostheorie</i>	8
1.1.2	<i>Funktion</i>	12
1.1.3	<i>Handlung</i>	13
1.1.4	<i>Funktionalität</i>	13
1.1.5	<i>Text</i>	14
1.1.6	<i>Äquivalenz</i>	14
1.1.7	<i>Intratextualität vs. Intertextualität</i>	16
1.1.8	<i>Kultur</i>	17
1.1.9	<i>Translationsmodell Vermeer</i>	18
1.1.10	<i>Zusammenfassung</i>	19
1.2	JUSTA HOLZ-MÄNTTÄRI.	20
1.2.1	<i>Theorie und Rollenverteilung</i>	22
1.2.2	<i>Zusammenfassung</i>	23
2	FORMEN INTRALINGUALER ÜBERSETZUNG.....	25
2.1	INTRALINGUALE ÜBERSETZUNG VS. INTERLINGUALE ÜBERSETZUNG.	25
2.1.1	<i>Jakobson</i>	27
2.1.2	<i>Newmark</i>	28
2.1.3	<i>Tourys Postulate</i>	28
2.1.4	<i>Karen Zethsen</i>	30
2.1.5	<i>Übersetzungsuniversalien</i>	32
2.1.6	<i>Intralinguale Translationstypologie nach Petrilli</i>	34
2.1.7	<i>Zusammenfassung</i>	35
2.2	INTRALINGUALE ÜBERSETZUNG UND BARRIEREFREIHEIT.....	35
2.2.1	<i>Leichte Sprache</i>	36
2.2.2	<i>Fachsprachenübersetzung</i>	37
2.2.2.1	Fachsprache im interlingualen Kontext.....	39
2.2.2.2	Fachsprache im intralingualen Kontext.....	40
2.2.2.2.1	ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation.....	41
2.2.3	<i>Perzeptiver Barrieretyp</i>	42
2.2.3.1	Auditive Barrieren.....	42
2.2.3.1.1	Gebärdensprachdolmetschen.....	42
2.2.3.1.2	Schriftdolmetschen.....	43
2.2.3.1.3	Untertitelung und Respeaking.....	44
2.2.3.2	Visuelle Barrieren.....	45
2.2.3.2.1	Audiodeskription & Audioeinführung.....	46
2.3	FACHSPRACHENVARIETÄTEN.....	47
2.3.1	<i>Formen von Sprachvarietäten</i>	47
2.3.1.1	Dialekt.....	47
2.3.1.2	Idiolekt.....	48
2.3.1.3	Soziolekt.....	49

2.3.2	<i>Übersetzung von Sprachvarietäten.</i>	49
2.3.3	<i>Zusammenfassung.</i>	50
3	STANDARDSPRACHE – EINFACHE SPRACHE – LEICHTE SPRACHE.	51
3.1	RICHTLINIEN – NORMEN – KRITERIEN.	51
3.1.1	<i>Standardsprache.</i>	52
3.1.2	<i>Einfache Sprache.</i>	53
3.1.3	<i>Leichte Sprache.</i>	56
3.1.3.1	AdressatInnenschaft.	56
3.1.3.2	Kriterien für Leichte Sprache.	57
3.1.3.2.1	Wortebene.	58
3.1.3.2.2	Satzebene.	60
3.1.3.2.3	Textebene.	61
3.1.3.2.4	Visuelle Aufbereitung & Layout.	62
3.1.4	<i>Zusammenfassung.</i>	64
3.2	ÜBERSETZUNG VON STANDARDSPRACHE IN LEICHTE SPRACHE.	65
3.2.1	<i>Übersetzungsprozess Standardsprache – Leichte Sprache.</i>	67
3.2.2	<i>Prüfen der Texte.</i>	68
3.2.3	<i>Zusammenfassung.</i>	68
3.3	VERSTEHEN UND VERSTÄNDLICHKEIT.	69
3.3.1	<i>Verstehen.</i>	69
3.3.2	<i>Verständlichkeit.</i>	71
3.3.3	<i>Zusammenfassung.</i>	73
4	EMPIRISCHER TEIL.	74
4.1	TSCHICK.	74
4.1.1	<i>Wolfgang Herndorf.</i>	75
4.1.2	<i>Inhalt.</i>	76
4.1.3	<i>Rezeption und Kritik.</i>	76
4.2	GRUNDLAGEN FÜR DIE ANALYSE.	77
4.2.1	<i>Handlungstheoretische Übersetzungsansätze in Leichter Sprache.</i>	77
4.2.2	<i>Margret Ammann.</i>	80
4.2.2.1	Kriterien für eine allgemeine Kritik.	80
4.2.2.2	Das Analysemodell.	81
4.2.2.3	Der Modell-Leser.	83
4.2.2.4	Scenes and Frames in der Übersetzungskritik.	84
4.2.3	<i>Andreas Lindemanns Übersetzung in Einfache Sprache.</i>	85
4.3	ANALYSE.	87
4.3.1	<i>Translatfunktion.</i>	87
4.3.2	<i>Ausgangstextfunktion.</i>	88
4.3.3	<i>Intratextuelle Translat- und Ausgangstextkohärenz.</i>	89
4.3.3.1	Translat. Textstelle a – Maik.	89
4.3.3.2	Ausgangstext. Textstelle a – Maik.	90
4.3.3.3	Translat. Textstelle b – Wagenbach.	90
4.3.3.4	Ausgangstext. Textstelle b – Wagenbach.	91
4.3.3.5	Translat. Textstelle c – Tschick.	92

4.3.3.6	Ausgangstext. Textstelle c – Tschick.....	93
4.3.3.7	Translat. Textstelle d – Tatjana.	94
4.3.3.8	Ausgangstext. Textstelle d – Tatjana.....	95
4.3.3.9	Translat. Textstelle e – Isa.....	95
4.3.4	<i>Intertextuelle Kohärenz</i>	97
5	CONCLUSIO	98
6	BIBLIOGRAPHIE	100
6.1	PRIMÄRLITERATUR.....	100
6.2	SEKUNDÄRLITERATUR.....	100
7	ANHANG	110
7.1	MAIL-KORRESPONDENZ MIT ANDREAS LINDEMANN.	110
7.2	ABSTRACT.....	116

0 Einleitung.

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist eine Übersetzungskritik des in Einfache Sprache übersetzten Jugendromans *tschick* des deutschen Autor Wolfgang Herrndorf. Auf Grundlage des funktionalen Übersetzungskritik-Modells von Margret Ammann (1990) soll folgende Forschungsfrage beantwortet werden:

Ist es möglich, anhand einer funktionalen Übersetzungsanalyse intralinguale Übersetzung, und in diesem konkreten Fall in Einfache Sprache, zufriedenstellend zu beschreiben?

tschick ist ein 2010 veröffentlichter Roman, der im rororo-Verlag erschien und dort zur Kategorie Jugendbücher gezählt wird. Es war der Durchbruchroman für den Autor Wolfgang Herrndorf, der allerdings zu dieser Zeit bereits schwer erkrankt war und auf dem deswegen enormer Druck lastete, den Roman auch noch fertigzustellen. Mittlerweile ist Herrndorf tatsächlich seiner Krankheit erlegen und umso erstaunlicher ist es, dass er sich zu Lebzeiten noch persönlich dafür eingesetzt hatte, dass sein Roman auch in Einfacher Sprache Menschen zugänglich gemacht wird, die mit Leseschwierigkeiten zu kämpfen haben. Genau diese barrierefreie Kommunikation war es, die mich bei der Themenfindung dieser Arbeit stets begleitet hat und so entschied ich mich schlussendlich dafür, eine Übersetzungsanalyse im intralingualen Bereich zu versuchen. Versuchen deswegen, da es kaum Literatur und Forschung im Bereich der Einfachen und Leichten Sprache und deren Übersetzung gibt, da dieses Themenfeld im deutschsprachigen Raum erst jetzt an Bedeutung und Anerkennung gewinnt.

Die vorliegende Arbeit ist nun also in vier thematisch relevante Kapitel gegliedert und geht von einem theoretischen und wissenschaftlichen Beginn immer weiter über zu einer praktischen Analyse.

Das erste Kapitel stellt den theoretischen Rahmen dieser Arbeit dar, der sich aus übersetzungswissenschaftlichen Grundlagen wie der Skopostheorie von Katharina Reiß und Hans Josef Vermeer (1984) und der Theorie des Translatorischen Handelns von Justa Holz-Mänttari (1984) zusammensetzt. Zentrale Begriffe dieser Theorien wie Äquivalenz, Funktionalität und Kultur werden detailliert besprochen, ebenso wie die Rollenverteilung innerhalb eines translatorischen Übersetzungsprozesses.

Im zweiten Kapitel werden die Formen intralingualer Übersetzung dargestellt und ein Überblick darüber gegeben, wie diverse ÜbersetzungswissenschaftlerInnen diese in den Übersetzungskontext integrieren bzw. warum einige WissenschaftlerInnen der Meinung sind, intralinguale Übersetzung sei gar nicht Teil der Übersetzungswissenschaft an sich. Außerdem wird in diesem Kapitel die intralinguale Übersetzung mit der Barrierefreiheit in Verbindung gebracht und diverse Formen, die in diesem Kontext von Belang sind, vorgestellt. Dazu zählt etwa die Fachsprachenübersetzung ge-

Einleitung.

nauso wie die Audiodeskription, die intralinguale Untertitelung oder das Gebärdensprachdolmetschen. Abschließend werden in diesem zweiten Kapitel noch die Fachsprachenvarietäten dargestellt und deren Übersetzung besprochen.

Das dritte Kapitel widmet sich dem großen Block *Standardsprache – Einfache Sprache – Leichte Sprache*, indem jede der drei Varietäten noch einmal genau unter die Lupe genommen wird und die wichtigsten Regeln bzw. Unterschiede herausgearbeitet werden. Als kurzer, aber wichtiger Abschluss dieses Kapitels wird ein Exkurs in den Bereich Verständlichkeitsforschung unternommen, da Verständlichkeit und Verstehen einen wichtigen Teil der Einfachen und Leichten Sprache darstellen und das vorrangige Kriterium sind, woran „gute“ und „schlechte“ Übersetzung in diesem Bereich gemessen werden kann.

Anschließend wird im vierten Kapitel zunächst das Analysematerial, die beiden Versionen von *tschick*, vorgestellt, ehe auch auf die Rezeption bzw. Kritik des Romans und den Autor Wolfgang Herrndorf selbst eingegangen wird. Die Grundlagen für die folgende Analyse, das Modell von Margret Ammann mit all seinen Facetten, die von Umberto Eco bis zur Scenes-and-frames-Semantik reichen, werden beleuchtet, ehe sich das Hauptaugenmerk auf die tatsächliche Analyse richtet. Für diese wurden personenbeschreibende Stellen in den Büchern gewählt, um die Charaktere und wie sie dargestellt werden am besten untersuchen zu können.

In einer abschließenden Conclusio wird versucht, die Forschungsfrage auf Grundlage dessen zu beantworten, was im Rahmen der Arbeit und im Besonderen anhand der Analyse zum Vorschein gekommen ist. Zusätzlich wird ein Resümee der Arbeit gezogen und Anregungen für weiterführende Forschungsarbeit gegeben.

Die Arbeit schließt mit der Bibliographie, der E-Mail-Korrespondenz mit dem Übersetzer Andreas Lindemann, sowie meinem Lebenslauf und einem Abstract der Arbeit, in dem diese noch einmal kurz zusammengefasst wird.

1 Translationstheoretische Grundlagen.

(Es) „soll ja alles Theoretische
eigentlich nur die Grundzüge andeuten,
auf welchen sich hernach
die Tat lebendig ergehen und
zu gesetzlichem Hervorbringen gelangen mag.“
(Goethe 1970:386, zit. in Holz-Mänttari 1986:162)

Das vorliegende erste Kapitel beinhaltet den theoretischen Rahmen, der für diese Arbeit gewählt wurde. Dafür wurden funktionale Übersetzungstheorien herangezogen, von denen ein detaillierter Überblick gegeben wird, der in weiterer Folge als Grundlage für die folgenden Kapitel gelten soll. Funktionale Translationstheorien haben gemein, dass sie allesamt davon ausgehen, dass der Zweck die Translation leitet. (vgl. Shuttleworth/Cowie 1997:156) Die Bestimmung eines genauen Ziels der Translation ist die Grundlage dieser Theorien. Von ebendiesen funktionalen Ansätzen der Translationswissenschaft wird hier vor allem auf die Skopostheorie von Katharina Reiß und Hans Josef Vermeer im Rahmen von dessen allgemeiner Translationstheorie und die Theorie vom Translatorischen Handeln von Justa Holz-Mänttari Bezug genommen. Es ist in diesem Zusammenhang eine neue Terminologie zu erkennen, werden von nun an die RezipientInnen selbst und weniger der Text an sich in den Mittelpunkt gestellt. Diese Form der Theorie orientiert sich nicht weiter an deskriptiven Verfahren, sondern zielt auf eine produktorientierte Translation ab, die sich nicht nur auf die sprachliche Ebene beschränkt. Bei funktionalen Übersetzungstheorien steht prinzipiell der kommunikative Aspekt und die kommunikative Rolle, die ein übersetzter Text in der Zielkultur einnimmt, im Mittelpunkt.

Es ist spannend, zu erforschen, ob es möglich ist, auf Basis dieser theoretischen Grundlagen auch eine intralinguale Übersetzung zu analysieren, oder ob diese Theorien tatsächlich ausschließlich auf interlinguale Übersetzung ausgerichtet sind bzw. wo hierbei die Grenzen liegen. Die Anwendungsanalyse, bei der auf das Analysemodell von Margret Ammann Bezug genommen wird, wird allerdings erst in einem späteren Kapitel erfolgen, in dem dann anhand eines konkreten, intralingual übersetzten Textes untersucht wird, ob funktionale Übersetzungstheorien auch auf intralinguale Übersetzungen anwendbar sind.

1.1 Katharina Reiß & Hans J. Vermeer.

In den 1970er und 1980er Jahren findet in der Translationstheorie ein großes Umdenken statt: Weg vom bisher so essentiellen Deskriptiven hin zum zielgerichteten Handeln. Es kommt die kulturelle Perspektive ins Spiel und die ÜbersetzerInnen richten sich immer mehr nach den Bedürfnissen der ZieltextrezipientInnen und treffen Entscheidungen auf der Grundlage des Zweckes, den der Zieltext in der Zielkultur erfüllen soll.

Hans J. Vermeer verfolgte das Ziel, die Theorie des Übersetzens neu zu definieren und verfasste eine allgemeine Translationstheorie, die aus mehreren Teilen besteht. Zuerst soll eine neue Begriffsdefinition gefunden werden, die mit der der Leipziger Schule und da im Speziellen mit der Definition von „Translation“ seitens Kade (1968:33) übereinstimmt, die besagt, dass das Übersetzen und Dolmetschen als Handeln gesehen werden soll und beide in der Synthese gemeinsam als Translation bezeichnet werden können (vgl. Stolze 2001:188). Vermeer (1978:99) ergänzt dahingehend, dass einzig die Überarbeitbarkeit und Wiederholbarkeit die Übersetzung von der Dolmetschung unterscheidet, da eine Übersetzung durch ihre Verschriftlichung auch zu einem späteren Zeitpunkt erneut aufgerufen und, wenn nötig, verändert werden kann, während beim Dolmetschen die Möglichkeit einer Verbesserung bzw. Veränderung des Zieltextes im Nachhinein nicht mehr gegeben ist. Die Korrigierbarkeit im Allgemeinen spielt bei Vermeer eine wichtige Rolle, wenn es um die Unterschiede und Gemeinsamkeiten von Dolmetschen und Übersetzen geht, während er aber auch unterstreicht, dass es die TranslatorInnen selbst sein sollen, die diese Arbeit machen – sie sollen sich selbst korrigieren können. Korrigieren kann man auf zwei unterschiedliche Arten. So nennen Katharina Reiß und Hans J. Vermeer in ihrer *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* (1984:9) zum einen die Möglichkeit, direkt während der translatorischen Handlung eine Korrektur durchzuführen, indem man Ausgangstext und Zieltext miteinander vergleicht. Zum anderen gibt es noch die Möglichkeit, ausschließlich den Zieltext für eine Überprüfung heranzuziehen, zum Beispiel anhand einer Translation des Ausgangstextes in eine Drittsprache. Dass Korrekturen in diesem Zusammenhang nicht zwingend erfolgen müssen, sondern vielmehr eine Form der Verbesserung darstellen, versteht sich von selbst. Das können allerdings ausschließlich die TranslatorInnen selbst entscheiden. „Eine Translation ist also kein Übersetzen oder Dolmetschen, sondern wird durch die angegebenen Kriterien zum Übersetzen bzw. Dolmetschen. Ein Translat ist das Ergebnis eines Prozesses.“ (Reiß/Vermeer 1984:11, Hervorhebung im Original)

Die Theorie von Vermeer soll überdies auch „für **alle** Textsorten gelten“ (Vermeer 1990:56, Hervorhebung im Original), selbst wenn dies darauf hinausläuft, dass

bei verschiedenen Textsorten auch verschiedene Faktoren eine unterschiedlich wichtige Rolle spielen. Grundlegende Veränderungen bei der Übersetzung zwischen den einzelnen Textsorten soll es jedoch keine geben.

In weiterer Folge wendet sich Hans J. Vermeer bei seiner allgemeinen Translationstheorie einer Theoriebasis der Translation zu, wobei er festhält, dass Translation als „Sondersorte von Kommunikation“ (Vermeer 1990:55) im Allgemeinen zu sehen ist, die die RezipientInnen in einer Zielkultur über ein Informationsangebot aus der Ausgangskultur informieren soll. „Unterscheidendes Merkmal für Translation sei die Verwendung von menschlicher Sprache, so daß von einer spezifischen Sprache A in eine andere spezifische Sprache Z transferiert wird.“ (Vermeer 1978:99) Er weist des Weiteren in einer Fußnote darauf hin, dass er „Sprache“ in diesem Kontext im linguistischen Sinn betrachtet und somit auch Dialekte und Idiolekte in die Definition miteinbezieht. Ein wesentliches Merkmal ist dabei auch die kulturelle und situationsabhängige Komponente, die besagt, dass jede Situation und ihr damit verbundener sprachlicher Teil je nach Sprachenpaar variiert und es somit unbedingt notwendig ist, nicht „nur den verbalen (sprachlichen) Teil zu berücksichtigen“ (Vermeer 1978:99). Vermeer sieht Translation als Sondersorte von Kommunikation, im engeren Sinne nennt er sie allerdings auch eine

Sondersorte von *Reden*. „Rede“ ist Sondersorte von *Handeln* (vgl. „Verbales Handeln“ :: „aktionales Handeln“); Handeln ist intentionales Sich-Verhalten. – Jedes Handeln verläuft in einer gegebenen Situation, ist Teil der Situation und verändert sie zugleich. Reden ist Teilverbalisierung von Situation und zugleich situationsverändernd. (Vermeer 1978:99)

Man kann also festhalten, dass die Translation des Verbalen nicht alles ist, sondern auch auf die situationsspezifischen und kulturspezifischen Aspekte individuell eingegangen werden muss bzw. sie bei einer Translation auch eine große Rolle spielen, da Situationen immer in einen kulturellen und sich verändernden Kontext eingebettet sind.

1.1.1 Skopostheorie.

Die Skopostheorie wurde in den 1970er Jahren von Hans Josef Vermeer gemeinsam mit Katharina Reiß entwickelt. Im Mittelpunkt der Skopostheorie steht, wie der Name es bereits erahnen lässt, der Skopos. Das Wort Skopos kommt aus dem Griechischen und bedeutet so viel wie Zweck, Ziel. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:96) Die in Deutschland entwickelte Theorie zeigt einen neuen Trend, da bis dato der Ausgangstext als Orientierung für eine Übersetzung die wichtigste Rolle spielte, bzw. das große „Äquivalenz“-Thema, bei dem man sich mit der „Übereinstimmung“ von Ausgangstext und Zieltext auseinandersetzte, im Raum stand. Das sollte sich von nun an ändern, da das zielgerichtete Handeln und damit einhergehend auch die ZieltextrezipientInnen und das Ziel an sich, das mit einer Translation erreicht werden soll, in den Mittelpunkt gestellt werden. Reiß und Vermeer halten fest, dass laut Handlungstheorie jede Handlung einen

Zweck und ein Ziel verfolgt und somit auch in der Translation dieser Zweck individualisiert werden muss, um die Handlung in der Ausgangssprache einerseits optimal verstehen, und andererseits das Ziel der Handlung in der Zielsprache bestmöglich umsetzen zu können. Translation kann also in diesem Zusammenhang als „Sondersorte translatorischen Handelns“ (Vermeer 1990:71) betrachtet werden. Die Handlungstheorie bietet somit eine gute Grundlage für die Skopostheorie. Reiß und Vermeer wollen mit der Skopostheorie nun darauf hinweisen, dass es nicht möglich ist, bei jeder Form der Translation dieselbe Übersetzungsstrategie anzuwenden, sondern, dass die Strategie, die beim Übersetzen angewendet wird, vom jeweiligen Skopos der Handlung abhängen muss. Normalerweise bezieht sich das Wort „Skopos“ auf den Zweck, den der Zieltext erfüllen soll, nichtsdestotrotz gibt es auch noch zwei weitere Arten von Zweck in der Translationstheorie, die hier auch angeführt werden: der allgemeine Zweck, den der/die TranslatorIn während des Translationsprozesses verfolgt und der Zweck, den eine bestimmte Translationsstrategie verfolgt. (vgl. Vermeer 1990 zusammengefasst in Du 2012:2191)

Um also ein funktionales Ergebnis einer Übersetzung erlangen zu können, gilt es, den Zweck einer solchen zuerst herauszufinden, und ihm alle darauffolgenden translatorischen Handlungen unterzuordnen.

Eine Handlung bezweckt die Erreichung eines Zieles und damit die Änderung eines bestehenden Zustandes. Die Motivation für eine Handlung besteht darin, daß das angestrebte Ziel höher eingeschätzt wird als der bestehende Zustand. (Reiß/Vermeer 1984:95)

Eine Handlung ist also laut Reiß und Vermeer stets zielgerichtet und mit der Motivation, eine Verbesserung des Jetzt-Zustandes zu erreichen, steigt ebendiese auch. Die Translation wird als Transfer zwischen Kulturen gesehen, indem der entstehende Zieltext, angepasst an die Bedürfnisse und Gewohnheiten der ZieltextrezipientInnen, in deren bekanntem Umfeld neu eingebettet wird. Es ist also nicht genug, nur rein auf sprachlicher Ebene einen Ausgangstext zu betrachten, vielmehr müssen auch die kulturellen und situativen Gegebenheiten ins Auge gefasst werden. Die Skopostheorie wird also als eine Form von kulturellem Transfer bezeichnet, der sich weder an Sprachenpaare noch an Kulturpaare bindet und dementsprechend unabhängig und universell einsetzbar ist. Allerdings halten Reiß und Vermeer (1984:95) auch fest, dass es prinzipiell (teilweise auch unbewusst) der Fall ist, dass Handlungen gewissen Erwartungen unterliegen, die einen Vergleich zwischen dem jetzigen Zustand und dem zukünftigen Zustand anstellen.

Dass eine Translationstheorie eine komplexere Form der Handlungstheorie darstellt, erklären Reiß und Vermeer (1984:95) folgendermaßen: Sie gehen davon aus, dass bei der Handlungstheorie die ursprüngliche Handlungsform untersucht wird, also wie ein Mensch sich in einer bestimmten Situation verhält bzw. ob er sich überhaupt zu einer Situation äußert. Dafür muss die Person die gegebene Situation für sich selbst

einschätzen können und auf Grundlage dessen, was er/sie darüber gelernt hat, wie man sich in verschiedenen Situationen verhalten kann bzw. soll, wählt er/sie eine Möglichkeit und begründet diese damit, dass diese seinen/ihren subjektiven Eindrücken angemessen ist. Im Unterschied dazu, liegt bei der Translationstheorie die sogenannte „Handlung“ bereits vor, nämlich der Ausgangstext. Es geht bei der Translationstheorie als spezielle Form der Handlungstheorie also nicht primär darum, „ob und wie gehandelt, sondern ob, was und wie weitergehandelt (übersetzt/gedolmetscht) werden soll“ (Reiß/Vermeer 1984:95). Translation wird also als Folge einer Primärhandlung gesehen und es gilt zu untersuchen, wie TranslatorInnen auf Grundlage dieser Primärhandlung Entscheidungen treffen und diese begründen können. Dafür haben Reiß und Vermeer nun die sogenannte Skopostheorie aufgestellt, die TranslatorInnen in eine Richtung lenken soll, nämlich in die Richtung des Zweckes der Translation selbst. Dieser Zweck, den eine Translation haben soll, steht im Mittelpunkt einer Translation und gilt als Ausgangspunkt für TranslatorInnen.

Reiß und Vermeer (1984) haben anhand von sechs Regeln versucht, die Skopostheorie noch einmal übersichtlich darzustellen und diese sechs Punkte werden auch hier genutzt, um die essentiellen Teile der Skopostheorie vorzustellen. Dabei wird hier aus Gründen der besseren Lesbarkeit und Verständlichkeit allerdings auf die formelhaften Darstellungen der Regeln, wie sie im Buch aufgelistet zu finden sind, verzichtet.¹

1. *Ein Translat ist skoposbedingt.*

Für die Translationswissenschaft in den 1970er Jahren ist diese Aussage eine Neuheit – von nun an sollen sich TranslatorInnen an den ZieltextrezipientInnen und an deren Umfeld orientieren, um das Translat bestmöglich in deren Situation einbetten zu können. Der Zweck bzw. das Ziel der Translation steht im Vordergrund und steuert das Handeln der TranslatorInnen. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:95ff)

2. *Ein Translat ist ein Informationsangebot in einer Zielkultur und –sprache über ein Informationsangebot in einer Ausgangskultur und –sprache.*

Dabei spielt wieder der/die TranslatorIn eine wichtige, wenn nicht sogar die Hauptrolle: Die Interpretation des Ausgangstextes seitens der TranslatorInnen gilt als entscheidender Faktor für die Translation, neben der Entscheidung der TranslatorInnen bezüglich der Funktion, die der Text für sie hat und wie sie auf Grundlage dessen mit dem Text weiter umgehen. Die Besonderheit eines Translats ist es allerdings, dass es die Funktion des Ausgangstextes vorgibt. Das heißt, ein Translat simuliert die Ausgangstextinformation in einer neuen

¹ für weiterführende Informationen bzgl. der formelhaften Darstellung der Skoposregeln siehe Reiß/Vermeer (1984:119)

Sprache und Kultur, da Translation als weiterführende Kommunikation betrachtet werden kann. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:35ff)

3. *Ein Translat bildet ein Informationsangebot nichtumkehrbar eindeutig ab.*

Translation ist eine Form von Transfer und bedeutet die Übertragung eines Zeichens in das System eines fremden Zeichengefüges und muss sich stets der aktuellen Situation anpassen. Dabei wird beim Transfer auf innersprachliche und außersprachliche Elemente geachtet bzw. kann ein Transfer auch zwischen diesen beiden stattfinden. „Regelmäßigkeit“ eines Transfers besagt, daß die Umsetzung überindividuell verständlich ist, daß sie geordnet ist und sogar (innerhalb tolerierter Vagheitsgrenzen) umkehrbar bleibt (nicht: eindeutig umkehrbar ist).“ (Reiß/Vermeer 1984:89) Daraus kann man schließen, dass die Funktion eines Translats nicht zwingend denselben Zweck erfüllen muss wie der ausgangssprachliche Originaltext.

4. *Ein Translat muss in sich kohärent sein.*

Diese Regel bezieht sich auf die weiter unten ausführlich besprochene intratextuelle Kohärenz. Dabei geht es hauptsächlich darum, es den RezipientInnen zu ermöglichen, den Text bestmöglich in ihre Situation eingebettet empfangen zu können, da ihnen kein Grund für Proteste oder Beschwerden gegeben wird. Natürlich geht es auch darum, dass die Nachricht an sich und in sich kohärent sein muss (Aufgabe des/der TranslatorIn), um schlussendlich auch vom Zielpublikum angemessen rezipiert werden zu können. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:109ff)

5. *Ein Translat muss mit dem Ausgangstext kohärent sein.*

Die sogenannte Fidelitäts-Regel ist der eben besprochenen vierten Regel nachzustellen, da sie sich ebenfalls mit der Kohärenz, allerdings der zwischen Ausgangstext und Zieltext, beschäftigt. Translation als eine Art von Transfer muss in diesem intertextuellen Rahmen kohärent bleiben, weswegen in diesem Zusammenhang besonders die TranslatorInnen und deren Auffassung und Interpretation des Ausgangstextes im Mittelpunkt stehen. Dabei gibt es drei Ebenen der Kohärenz, die beachtet werden müssen: Zum einen muss der Ausgangstext seitens der ProduzentInnen kohärent gestaltet werden, um eine Weiterverarbeitung überhaupt erst möglich zu machen. Weiters muss auch die vom/von der TranslatorIn entschlüsselte Nachricht kohärent sein, bevor ebendiese daraufhin in ihrer Rolle als AutorInnen einen erneut kohärenten Text in der Zielsprache und –kultur produzieren müssen. Bei der Textproduktion spielt natürlich auch der Skopos, den die TranslatorInnen zu diesem Zeitpunkt wählen, eine entscheidende Rolle. Allerdings muss erwähnt werden, dass es durchaus möglich ist, dass ein Text seitens der AutorInnen des Ausgangstextes absichtlich inko-

härenz gestaltet wurde, dann gilt es, als TranslatorIn besonders genau abzuwägen, wie man eine potentielle Übersetzung konzipieren möchte und ob man diese gewollte Inkohärenz in die Zielkultur auch überträgt. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:114f)

6. *Die angeführten Regeln sind untereinander in der angegebenen Reihenfolge hierarchisch geordnet („verkettet“).*

Die eben besprochenen Regeln und deren Reihenfolge haben für Katharina Reiß und Hans J. Vermeer eine besondere Bedeutung. Sie wollen damit noch einmal unterstreichen, dass die erste Regel (Ein Translat ist skoposbedingt) über allem steht und ihnen der Zweck und das Ziel eines Translats als wichtigster Anhaltspunkt dienen. In absteigender Reihenfolge haben sie daraufhin alle weiteren Regeln aufgeführt, die sie im Rahmen ihrer allgemeinen Translations-theorie aufgestellt haben und geben ihnen somit ihren individuellen Platz im System Translation. Diese Regeln gelten als einzige allgemeine Translations-regeln, da sie die kulturelle Ebene nicht miteinbeziehen und weitere Regeln demnach allerdings auch auf Grundlage von individuellen kulturellen Einflüssen weiterentwickelt werden müssten. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:120)

In weiterer Folge werden die essentiellen Begriffe, die im Rahmen dieser neuen allgemeinen Translationstheorie von Belang sind, genauer erläutert.

1.1.2 Funktion.

Funktion und eine funktionale Übersetzungstheorie bedeutet zu allererst also, dass man sich vom Ausgangstext wegbewegt und der Blick auf den Zieltext gerichtet wird bzw. darauf, wie ein Text in der Zielkultur rezipiert wird. Sowohl die Skopostheorie von Reiß/Vermeer als auch die, in weiterer Folge noch detailliert angeführte Theorie vom Translatorischen Handeln von Justa Holz Mänttari (1984) sehen die Translationstheorie als Teil bzw. Sondersorte der Handlungstheorie. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:95f)

Im Bezug auf die Funktion, möchten Reiß/Vermeer außerdem noch eine Begriffsklärung anführen, da, ihres Erachtens nach, der Terminus „Translationsfunktion“ ansonsten eine mehrdeutige Bedeutung hat und es nicht klar ist, wovon eigentlich die Rede ist.

Der Terminus kann hier zweierlei bedeuten: (1) die äußere Funktion des Translationsprozesses (z.B.: einem Translator ein Honorar einzubringen), (2) die innere Funktion des Prozesses im Hinblick auf das herzustellende Translat (z.B.: eine Information zu vermitteln). In letzterer Bedeutung trifft sich der Terminus oft mit dem Ausdruck "Translatfunktion." (Reiß/Vermeer 1984:4)

Gleichzeitig ist Vermeer (1990:96) der Ansicht, dass Texte nicht per se eine Funktion haben, sondern ihnen erst durch ihre Produktion und in weiterer Folge auch ihre Rezeption eine Funktion zugeordnet wird.

1.1.3 Handlung.

Eine Handlung ist immer eine Reaktion auf eine Tatsache bzw. Situation, die normenbedingt und dementsprechend auch kulturspezifisch begründbar ist. Die individuelle und subjektive Komponente spielt ebenfalls eine wichtige Rolle, da nicht jeder Mensch dieselbe Situation gleich einschätzt und darauffolgend gleich handelt. Es wird allerdings davon ausgegangen, dass jeder Mensch nach seinem/ihrer Empfinden bestmöglich handelt und sein Handeln gegebenenfalls auch argumentieren kann. Bei einer Interaktion zwischen zwei Handelnden gibt es keine vorgegebenen Richtlinien, an denen sie sich unbedingt orientieren müssen, eine bestimmte (und begrenzte) Anzahl an Normen stehen prinzipiell allerdings schon zur Auswahl und die Interaktion lebt davon, dass sich die HandlungspartnerInnen an diesem Pool an Normen-Möglichkeiten bedienen. Normen lassen also einen gewissen Handlungsspielraum zu, es ist nur wichtig, dass überhaupt gehandelt wird bzw. dass die Reaktion auf die Handlung vom Gegenüber auch als situationsadäquat und logisch sinnvoll aufgefasst werden kann. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:109)

1.1.4 Funktionalität.

„Handeln kann als Funktion zweier Faktoren beschrieben werden: der Einschätzung einer gegebenen Situation und der dadurch bedingten Intention (Funktion der Handlung): $H = f(\text{Sit}, \text{Int})$ “. (Reiß/Vermeer 1984:98) Die Funktionalität von Translaten ist also demnach stark normen- und kulturabhängig. Innerhalb einer Gesellschaft gibt es kein homogenes Normen-Regelwerk, sondern es spalten sich diverse Subgruppen ab, in denen unterschiedliche Regeln gelten können. In diesem Zusammenhang bringen Reiß und Vermeer (1984:97) einen Vergleich von Gesellschaft und gesellschaftlichen Normen mit dem Spiel und dessen Spielregeln: Bei einem Spiel ist es auch essentiell, dass die Regeln von allen MitspielerInnen beachtet werden bzw. können diese stets frei wählen, wie lange sie an einem Spiel teilhaben möchten. Außerdem steht es den MitspielerInnen frei, sich ein neues Spiel zu suchen und das alte mit dessen spezifischen Regeln zurückzulassen.

„Was man tut, ist sekundär im Hinblick auf den Zweck des Tuns und seine Erreichung“. (Reiß/Vermeer 1984:98) Ein Handeln muss also zuallererst vom/von der Ausführenden selbst argumentiert werden und der, dem Handeln zugrundeliegende Zweck muss für Außenstehende sichtbar gemacht werden. Auf der anderen Seite stehen demnach die InteraktionspartnerInnen, die für das Handeln der Person eine Erklärung suchen bzw. versuchen, die getätigten Handlungen in ihr persönliches Normenschema einzugliedern. Sollte eine Handlung dementsprechend also als sinnvoll betrachtet werden können, spricht man von einer „geglückten Handlung“. Diese setzt also voraus, dass zum einen die Intention des/der ProduzentIn der Handlung und zum

anderen deren Interpretation seitens der RezipientInnen „nicht signifikant voneinander abweichen“ (Reiß/Vermeer 1984:100).

Da der Zweck bei dieser funktionalen Übersetzungstheorie im Vordergrund steht, ist es auch von größerer Bedeutung, dass bei einer Translation deren Skopos erfüllt wird, als dass die Translation auf eine ganz bestimmte Art und Weise durchgeführt wird. Allerdings gilt es auch zu beachten, dass es durchaus möglich ist, dass der Skopos des Ausgangstextes nicht mit dem des Zieltextes übereinstimmt, da beide in unterschiedlichen Kulturen zum Einsatz kommen und die kulturelle Einbettung der Texte eine wichtige Rolle spielt.

1.1.5 Text.

Der Text an sich spielt im Kontext der Translation natürlich eine zentrale Rolle. Die allgemeine Translationstheorie nach Vermeer geht dementsprechend davon aus, dass ein Text im Laufe des Translationsprozesses „variiert werden muß und keine bloße Transkodierung hinreicht.“ (Vermeer 1990:66). Mit Ausnahme dessen, dass Transkodierung eben genau der Zweck dieser Translation sei, natürlich. Der leitende Parameter sollte also immer der Skopos einer Übersetzung sein, um die gewünschten Wirkungen auf das Zielpublikum zu erlangen. Der Text an sich ist also in diesem Fall als Informationsbote anzusehen, der die Botschaft transkulturell überbringt und verpackt. „Die optimale Vermittlung der intendierten Information ist oberstes Gebot einer Translation.“ (Vermeer 1990:68)

1.1.6 Äquivalenz.

Wenn man von Werner Kollers (1983) Definition einer „eigentlichen Übersetzung“ ausgeht, die besagt, dass nur als Übersetzung bezeichnet wird,

was bestimmten *Äquivalenzforderungen normativer Art* genügt. Dazu gehört, daß der AS-Text, unabhängig von seinen speziellen Übersetzungsbedingungen (Empfänger in der ZS, kommunikativer Hintergrund) als *autonomes* Objekt betrachtet (und geachtet) und als solches in der ZS wiedergegeben wird (Koller 1983:89, Hervorhebung im Original),

und jegliche andere Form der Übersetzung nicht als Teil der „eigentlichen Übersetzung“ und demnach auch nicht als Gegenstand der Übersetzungswissenschaft gesehen werden kann, ist dies eine sehr überholte und heutzutage nicht mehr tragbare Ansicht.² Koller (1983) meint des Weiteren, dass bei einer intralingualen Übersetzung, die seiner Ansicht nach nicht zur Übersetzung im eigentlichen Sinn zählt, Äquivalenz nur teilweise erreicht werden kann.

² für weiterführende Informationen bzgl. der Geschichte des Äquivalenzbegriffes siehe Stolze (2001:108ff), Wilss (1977:159ff)

Koller erkannte jedoch die Pluralität des Äquivalenzbegriffes und definierte fünf „Bezugsrahmen“ (1983:187), die die Art der Äquivalenz der Übersetzung aufzeigen sollen und hier prägnant zusammengefasst werden:

1. *Denotative Äquivalenz*: diese bezieht sich auf den „außersprachlichen Sachverhalt, der in einem Text vermittelt wird“ (Koller 1983:187)
2. *Konnotative Äquivalenz*: diese Form der Äquivalenz bezieht sich auf die „Art der Verbalisierung“ (Koller 1983:187)
3. *Textnormative Äquivalenz*: diese bezieht sich auf die „Text- und Sprachnormen“ (Koller 1983:187)
4. *Pragmatische Äquivalenz*: diese Form der Äquivalenz bezieht sich auf die RezipientInnen, auf die sich eine Übersetzung „einstellt“ (Koller 1983:187)
5. *Formale Äquivalenz*: bezieht sich auf „formal-ästhetische, sprachspielerisch-sprachthetisierende und individualstilistische Eigenschaften des AS-Textes“ (Koller 1983:187)

Im Allgemeinen kann also festgehalten werden, dass der Äquivalenzbegriff im Laufe der Zeit immer wieder anders definiert und neu konnotiert wurde. Er wurde in den unterschiedlichen Forschungsbereichen zur Übersetzungswissenschaft unterschiedlich verwendet und von Mary Snell-Hornby (1986:13) sogar als „Illusion“ bezeichnet. Es muss nun schlussendlich festgestellt werden, dass Äquivalenz nur am konkreten Textbeispiel erkennbar ist und man nicht von vorn herein „äquivalent übersetzen“ kann. Es ist nur möglich, einem Ausgangstext seinen Zieltext gegenüberzustellen und anhand dessen dann die Äquivalenz zwischen den beiden festzustellen, was allerdings wiederum nicht bedeutet, dass jede einzelne Textpassage innerhalb der beiden Texte zwingend invariant sein muss. (vgl. Stolze 2001:109f)

Der Begriff „Äquivalenz“ wird in der Skopostheorie durch den Begriff „Textäquivalenz“ (vgl. Reiß/Vermeer 1986:131) erweitert, da die ursprüngliche Bedeutung des Wortes für Katharina Reiß und Hans J. Vermeer im Rahmen der von ihnen aufgestellten revolutionären Translationstheorie einfach keine Richtigkeit und keine Berechtigung mehr hatte. Im Zusammenhang mit ihrem zielorientierten Handeln haben sie festgestellt, dass reine Äquivalenzbeziehungen zwischen zwei Texten bzw. Textteilen nicht ausreichen, um von tatsächlicher „Textäquivalenz“ sprechen zu können. Vielmehr umfasst die Textäquivalenz neben dem sprachlichen auch noch den kulturellen Aspekt eines Translats. Dafür gilt es auch zu beachten, dass ein Text immer einen Ausschnitt aus einem Diskurs darstellt und dabei in Verbindung mit anderen Kommunikationselementen gesehen werden muss. (vgl. Reiß/Vermeer 1986:124ff)

Reiß und Vermeer diskutieren den Begriff „Äquivalenz“, um der teilweise diffusen Masse an Definitionen in der Übersetzungswissenschaft entgegenzuwirken und

eine einheitliche Erklärung vorzuschlagen. Sie vergleichen frühere Versuche von anderen TranslationswissenschaftlerInnen und kommen allerdings zu dem Schluss, dass alle Begriffe „etwas mit „Äquivalenz“ als einer spezifischen Relation zwischen einem Ausgangstext (bzw. -element) und einem Zieltext (bzw. -element) zu tun haben, aber entweder zu wenig differenziert sind oder nur Teilaspekte einer Textäquivalenz betreffen“ (Reiß/Vermeer 1986:128). Kollers (1983:187) fünf Bezugsrahmen etwa, fehlen laut Reiß/Vermeer (1986:130) einfach die kulturellen und situativen Merkmale, die sie zur vierten Form der Äquivalenz von Koller, der „pragmatischen Äquivalenz“, hinzufügen würden.

Reiß und Vermeer (1986:139f) kommen also zu dem Schluss, dass Äquivalenz eine Relation zwischen einem Ausgangstext und einem Zieltext bezeichne, „die in der jeweiligen Kultur auf ranggleicher Ebene die gleiche kommunikative Funktion erfüllen (können)“.

1.1.7 Intratextualität vs. Intertextualität.

Im Weiteren unterscheiden Reiß und Vermeer in ihrer *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* (1984) noch zwischen der sogenannten „Fidelität“, also der intertextuellen Kohärenz und der intratextuellen Kohärenz. Letztere hat dabei eine ranghöhere Bedeutung, da sie jene ist, die die Kohärenz für die TextrezipientInnen darstellt. „Zuerst muß ein Translat als Text in sich verständlich ("stimmig") sein; erst ein verstehbarer Text kann auf seine Entstehungsbedingungen hin untersucht werden“. (Reiß/Vermeer 1984:114)

Es geht bei intratextueller Kohärenz also vorrangig darum, dass sich ein Zieltext, wie bereits besprochen, in die Situation der potentiellen RezipientInnen einbetten lassen muss, ohne dass diese dagegen protestieren. Im Gegenteil: die RezipientInnen sollten bestenfalls in der Lage sein, das Verstandene wiederum auch den ProduzentInnen des Textes rückzumelden, um eine Verständigung zwischen den beiden Polen zu ermöglichen. Für die Translation ist vor allem das Verstehen an sich bereits oberstes Gebot, allerdings ist natürlich im besten Fall auch noch nach Verständigung zu streben. Es ist auch möglich, dass der/die TextproduzentIn bereits im Ausgangstext ausdrücklich inkohärent schreibt und dies beabsichtigt, dann gilt es, dies als TranslatorIn auch im Zieltext zu markieren und zu signalisieren. Sollte dies im Ausgangstext unabsichtlich geschehen sein, müssen TranslatorInnen selbst entscheiden, wie sie mit der Situation umgehen und welche sie für die richtige Lösungsstrategie halten. Es gilt vor allem auch abzuwiegen, welche Wissensvoraussetzungen die Menschen der Ausgangskultur und jene der Zielkultur im Bezug auf den zu übersetzenden Text mitbringen bzw. wo dabei Differenzen liegen können und wie diese möglichst glimpflich ausgebessert werden können. Sollte der/die TranslatorIn diese Unterschiede nicht beachten, kommt es zu Verstößen gegen die Kohärenzregel.

Translationstheoretische Grundlagen.

Verstöße gegen die Kohärenz treten in Translationen u.a. durch Gedankenlosigkeit [Unwissen des Translators lassen wir hier beiseite], häufig auch dadurch auf, da der Translator an der vermeintlichen Wortbedeutung klebt und den Text s i n n darüber mißachtet. (Reiß/Vermeer 1984:112, Hervorhebung im Original)

TranslatorInnen haben also auch im Bezug auf die Kohärenz eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, die sich nicht rein auf sprachlicher Ebene abspielt, sondern für die es eines sehr großen Kulturwissens bedarf. Kommt seitens der ZieltextrezipientInnen kein Protest über die Übermittlung an sich, die gewählte Sprache oder den Sinn dessen, was der/die TranslatorIn zu Papier gebracht hat, kann man von einer gelungenen Interaktion sprechen. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:112)

Als Ergänzung für die eben beschriebene intratextuelle Kohärenz zeigen Reiß und Vermeer (1984) auch noch die intertextuelle Kohärenz (Fidelität) auf, die der ersten jedoch an Wichtigkeit untergeordnet ist. Es handelt sich hierbei um die Kohärenz, die zwischen dem Ausgangstext und dem Zieltext (Translat) besteht und demnach sehr stark von den subjektiven Eindrücken des/der TranslatorIn abhängt, da diese/r den Ausgangstext zuerst auf Basis seines/ihrer Wissens interpretieren bzw. verstehen muss, um sich in weiterer Folge den Zweck einer Translation überlegen und darauf hinarbeiten zu können. Reiß und Vermeer (1984) haben dafür auch eine eigens konzipierte Fidelitätsregel aufgestellt: „Eine Translation strebt nach kohärentem Transfer eines Ausgangstexts“ (zit. Reiß/Vermeer 1984:114). Ohne dabei die abstrakten Formelzeichen zu verwenden, kann die Regel folgendermaßen erklärt werden: Es müssen mehrere Stadien der Kohärenz erreicht werden, um von Fidelität sprechen zu können. Zum einen ist dies die Kohärenz zwischen dem, was der/die AusgangstextproduzentIn mit dem Ausgangstext vermitteln wollte und dem, wie der/die TranslatorIn die Aussage in weiterer Folge versteht. Zum anderen muss auch die Nachricht, die der/die TranslatorIn versteht, mit der Intention, die im Ausgangstext verpackt ist, übereinstimmen. Die Arbeit der TranslatorInnen setzt demnach eine kulturelle Kohärenz in der Zielkultur voraus. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:114)

1.1.8 Kultur.

Ein essentieller Teil der funktionalen Translationstheorie ist auch die Kultur. In diesem Zusammenhang verweisen Reiß/Vermeer (1984:26) auf die Definition von Kultur nach Göhring (1978:10), die lautet: „Kultur ist all das, was man wissen, beherrschen und empfinden können muß, um beurteilen zu können, wo sich Einheimische in ihren verschiedenen Rollen erwartungskonform oder abweichend verhalten [...]“ Den Zusammenhang von Sprache und Kultur kann man also nicht leugnen und den betonen auch Reiß/Vermeer gleich eingangs in ihrer *Grundlegung einer allgemeinen Translations-theorie* (1984:1). Kultur und Sprache sind dementsprechend nicht voneinander zu trennen, vielmehr greifen sie ineinander, denn Translation ist laut Reiß/Vermeer (1984:13)

ein nicht rein sprachlicher, sondern auch ein kultureller Transfer. Dabei ist der kulturelle Aspekt nicht als ein zusätzlicher zu erkennen, der neben dem sprachlichen zu Schwierigkeiten führen kann, vielmehr „umgreift die kulturelle Problematik die sprachliche“ (Reiß/Vermeer 1984:45).

Sollten Kulturen „weiter von einander entfernt“ sein, sich also nur in wenigen Dingen ähneln, so muss dies auch bei der Translation berücksichtigt werden und eine so genannte „neue Situation“ (Reiß/Vermeer 1984:19) geschaffen werden. Eine Übersetzung ist immer ein eigenständiger, neuer Text, eingebettet in die jeweils neu entstandene Situation, dessen Informationsgehalt nicht einfach anhand von simpler Transkodierung übermittelt werden kann. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:19f)

1.1.9 Translationsmodell Vermeer.

In weiterer Folge widmet sich Vermeer (1978:99) etwas Konkretem: einem Translationsmodell. Dieses Modell gliedert sich in einzelne Untermodelle, wie dem Rezeptionsmodell, dem Produktionsmodell und dem Reproduktionsmodell, dessen Grundlage ein allgemeines Interaktionsmodell darstellt. Translation wird in diesem Zusammenhang als „doppelter interkultureller Interaktions- *plus* Transferprozeß“ (Vermeer 1978:100) gesehen, in dem die TranslatorInnen sowohl eine Empfänger- als auch eine Senderrolle einnehmen. Vermeer entscheidet sich allerdings auch dazu, dass die kulturelle Zugehörigkeit der TranslatorInnen selbst und das damit zusammenhängende subjektive Verhalten ihrerseits nicht weiter in das Modell miteinfließen sollen.

Der Translator ist also (1) Empfänger (Rezipient) einer Nachricht und unterliegt als solcher den Bedingungen der *Rezeption*; er ist (2) Sender (Produzent) einer Nachricht und unterliegt als solcher den Bedingungen der *Produktion*; er ist schließlich (3) Sender eben einer zuvor empfangenen Nachricht (Reproduzent) und unterliegt als solcher den Bedingungen der *Reproduktion*. Die Reproduktion ist bei Translation transkulturell (Vermeer 1978:100, Hervorhebung im Original).

TranslatorInnen haben in diesem Zusammenhang also eine vielschichtige Rolle einzunehmen, da sie sowohl als EmpfängerInnen als auch als SenderInnen fungieren und in beiden Fällen auf ihr Wissen über Transkulturalität zurückgreifen müssen, um die Translation bestmöglich ausführen zu können. TranslatorInnen interpretieren Texte ebenso auf ihre persönliche Art und anhand ihrer persönlichen Erfahrungen. Texte gelten laut Reiß und Vermeer (1984:19) also vielmehr als „Informationsangebot an einen Rezipienten seitens eines Produzenten.“ Auch der übersetzte Text ist im Folgenden wiederum als „Informationsangebot bestimmter Sorte über ein Informationsangebot“ (Reiß/Vermeer 1984:19) zu sehen. Die ProduzentInnen und RezipientInnen der Texte bringen daraufhin ebenfalls ihre eigenen individuellen Lebensgeschichten mit und wurden durch unterschiedliche kulturelle Einflüsse unterschiedlich geprägt, wodurch sie diese Merkmale auch zum Zeitpunkt der Rezeption bzw. Produktion eines Textes nicht ausblenden können. (vgl. Reiß/Vermeer 1984:19)

Als fünften und vorletzten Teil seiner Translationstheorie stellt Hans J. Vermeer im Folgenden noch einige Regeln auf und affirmiert, „je allgemeiner eine Regel, desto abstrakter, desto weiter ihr Anwendungsbereich“ (Vermeer 1978:100). Zuallererst macht er auf die Intention einer Translation aufmerksam, die stets der „primäre Parameter“ sein soll und formuliert daraus seine erste von drei Regeln: „Interaktion (und als deren Sondersorte: Translation) wird von ihrem Zweck (Skopos) bestimmt, ist eine Funktion ihres Zwecks.“ (Vermeer 1978:100) Dem fügt er hinzu, dass es immer von der Beziehung zwischen den einzelnen InteraktionspartnerInnen abhängt, wie sie sich verhalten und wie sie sich gegenseitig wahrnehmen und miteinander kommunizieren. Der Zweck ist also abhängig von den EmpfängerInnen und deren Umfeld. Als zweite Regel stellt Vermeer die sogenannte Kohärenzregel vor: „Geglückt ist eine Translation, wenn sie vom Empfänger als hinreichend kohärent mit seiner Situation interpretiert wird und kein Protest, in welcher Form auch immer, zu Übermittlung, Sprache und deren Gemeintem (Sinn) folgt.“ (Vermeer 1978:101) Das bedeutet allerdings nicht, dass EmpfängerInnen und SenderInnen dasselbe gemeint haben bzw. dieselben Intentionen verfolgen, es besagt lediglich, dass die Translation nicht als unklar aufgefasst wird und auf keinerlei Verwunderung seitens der EmpfängerInnen stößt. Translation hat also auch in diesem Zusammenhang keinen Perfektionsanspruch, ein einfacher Nicht-Protest genügt. Die dritte und letzte Regel, die Vermeer im Zusammenhang mit diesem Regelinventar aufgestellt hat, ist die Fidelitätsregel: „Eine Translation strebt nach kohärentem Transfer eines Textes.“ (Vermeer 1978:101) Diese drei Regeln finden sich nun in einem hierarchischen System wieder, bei dem die Skoposregel eine übergeordnete Rolle spielt: „Regel 1 legt fest, welche Faktoren des Interaktionsmodells als relevant gelten sollen (Regel 1 gibt die „Funktion“ der Translation an). Regel 2 und 3 legen die Hierarchie der relevanten Faktoren fest.“ (Vermeer 1978:102) Diese drei Regeln gelten als allgemeine Translationsregeln, ohne Berücksichtigung der kulturellen Ebene.

1.1.10 Zusammenfassung.

Die funktionalen ÜbersetzungswissenschaftlerInnen sind sich also einig, dass es einer allgemein gültigen und universell einsetzbaren Theorie bedarf, die zum einen sowohl das Übersetzen und das Dolmetschen umfasst, zum anderen auch auf jegliche Form der Übersetzung (von literarischer Übersetzung hin zu Fachsprachenübersetzung). Da bei der funktionalen Übersetzung nun also jedes Translat eine eigene Funktion erfüllen soll, kann diese Theorie auf alle möglichen Texte angewendet werden. Die Skopos-theorie ermöglicht es, einen Text auch auf verschiedene Art und Weise zu übersetzen, ohne dass eines dieser Endprodukte die „einzig richtige“ Lösung darstellt. Sie geht ganz einfach von einem Ausgangstext aus, auf dessen Grundlage es unterschiedliche

Interpretationsmöglichkeiten für unterschiedliche TranslatorInnen gibt. Die Skopostheorie definiert Translation als eine intentionale, interpersonelle, teils verbal durchgeführte interkulturelle Interaktion auf Basis eines Ausgangstextes. Letzterer wird als Informationsangebot angesehen, während das Hauptaugenmerk eindeutig auf dem Zieltext liegt.

1.2 Justa Holz-Mänttari.

„Ohne Theorie
ist gar keine Aussage
zu Translationsfragen möglich.“
(Holz-Mänttari 1986:348)

Die Theorie vom Translatorischen Handeln wurde in etwa zeitgleich mit der Skopostheorie ins Leben gerufen und von Justa Holz-Mänttari entwickelt. Man kann sie als eine Form der Weiterentwicklung der Skopostheorie betrachten, zumal sie daran anknüpft und bestimmte Punkte daraus übernimmt bzw. erweitert. So etwa haben beide Theorien gemein, dass die Übersetzung durch ihren individuell bestimmbaren Zweck beeinflusst wird. (vgl. Holz-Mänttari 1984:31) Der Schwerpunkt dieser Theorie liegt allerdings auf der Erforschung der unterschiedlichen Handlungen, die im Rahmen einer Translation von den verschiedensten HandlungspartnerInnen ausgeführt werden. Dabei geht es vorrangig darum, die Faktoren zu erkennen und zu beschreiben, die dieses translatorische Handeln steuern und warum sie das in dieser Form tun. Holz-Mänttari sieht Translation als komplexe Handlung innerhalb eines Handlungsgefüges und entfernt sich von der bislang vorherrschenden textbezogenen Auffassung.

Durch „translatorisches Handeln“ als Expertenhandlung, soll ein Botschaftsträger „Text“ im Verbund mit anderen Botschaftsträgern produziert werden, ein Botschaftsträger „Text“, der in antizipierend zu beschreibender Rezeptionssituation zwecks kommunikativer Steuerung von Kooperation über Kulturbarrrieren hinweg seine Funktion erfüllt.“ (Holz-Mänttari 1986:366)

Sobald jemand nicht mehr in der Lage ist, aufgrund unüberwindbarer Sprach- und Kulturbarrrieren, sich einen Text („Botschaftsträger“) selbst herzustellen, kommt Translation ins Spiel. In diesem komplexen Handlungsgefüge, das einer Translation vorausgeht, spielt die Kooperation zwischen den einzelnen ExpertInnen eine tragende Rolle. Holz-Mänttari fordert in diesem Zusammenhang auch die Professionalisierung (konkrete Berufsprofile, Schutz des Berufsstandes, angemessene Ausbildungen), da translatorisches Handeln mehr ist, als die reine Beherrschung zweier Sprachen. (vgl. Holz-Mänttari 1986:368ff)

Sobald man sich bei einer Theoriebildung am Ausgangstext orientiert, reicht es nicht aus, ausschließlich die sprachlichen Mittel und textuellen Informationen herauszulesen, vielmehr gilt es, in eine Richtung zu denken, in der Texte als Ganzes gesehen werden und je nach Situation, in der sie sich befinden, unterschiedliche Positionen einnehmen und unterschiedlich betrachtet werden. In diesem Zusammenhang meint Holz-Mänttari (1986:351):

Dieses Defizit läßt sich abdecken, wenn Texte als Botschaftsträger in Funktionssituationen betrachtet werden, so daß die zu vollziehende translatorische Produktionshandlung „fallbezogen spezifiziert“ werden kann. Auch ein Text kann und muß bei professioneller Herstellung wie jedes Produkt hinsichtlich seines Verwendungszwecks in einer bestimmten Situation beschrieben werden.

Genauere Erläuterungen in der Zielsprache sind oft Teil der Arbeit, da sie bei Erteilung des Auftrages sozusagen „Bestandteil des Vertrags zwischen Bedarfsträger und Produzent“ (Holz-Mänttari 1986:351f) werden. Die sogenannten BedarfsträgerInnen müssen also von ExpertInnen beraten werden, die für ihre eigenen Produkte Verantwortung übernehmen müssen. Die Kompetenzen, die dafür benötigt werden, haben TranslatorInnen ohnehin, da sie in diesem Handlungsgefüge als ExpertInnen für Translation bezeichnet werden können. Sie sind in der Lage, für einen Text bzw. ein Problem Lösungsmöglichkeiten zu finden, sodass es zu keinen Protesten seitens der ZientextrezipientInnen kommt. Trotzdem gibt es stets KritikerInnen, die eine Arbeit als unzulänglich einstufen. (vgl. Holz-Mänttari 1986:354) Es muss für eine Kritik allerdings an einer Übersetzung zuallererst auch einen Rahmen und Richtlinien geben, an denen man sich bei einer Kritik orientieren kann. Dieser Rahmen wird individuell je nach Text und Art des Auftrages stets neu definiert, wobei es ein übergeordnetes Konzept gibt, das dafür eine Basis liefert. Um also professionell arbeiten zu können, müssen die Handlungen der TranslatorInnen nachvollziehbar gemacht werden und die TranslatorInnen selbst können sich im Falle eines Protestes auf dieses Konzept beziehen und auf dessen Grundlage ihre Arbeit legitimieren und verantworten, da Entscheidungen auf Basis der zugrundeliegenden Funktion, die das Translat haben soll, getroffen wurden. Demnach ist es nicht möglich, eine Übersetzungskritik anzustellen, ohne die jeweiligen Hintergründe zu kennen, auf deren Grundlage eine Übersetzung überhaupt angefertigt wurde. Schwierig ist dies allerdings bei literarischen Werken, da hierbei die subjektiven Eindrücke der TranslatorInnen noch stärkeren Einzug in die Textproduktion finden, selbst wenn dies völlig ohne Absicht geschieht. (vgl. Holz-Mänttari 1986:352)

Allerdings betont Holz-Mänttari in dem oben bereits in verkürzter Form angeführten Zitat („Spezifikationen sind Teil der Textbestellung und damit Bestandteil des Vertrags zwischen Bedarfsträger und Produzent“ (Holz-Mänttari 1986:351f)), wie wichtig eine möglichst genaue und detaillierte Anweisung seitens der AuftraggeberInnen für das Gelingen eines Translats ist. Sie unterstreicht, dass es in der Verantwortung der AuftraggeberInnen liegt, das Ziel der Translation so genau wie möglich zu erklären

und dass TranslatorInnen diesen Erläuterungen so gut es irgend möglich erscheint, nachkommen müssen. (vgl. Holz-Mänttari 1986:352) Der Ausgangstext an sich spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle und versteht sich ausschließlich als Teil des Ausgangsmaterials, nicht jedoch als alleinige Grundlage für die Translation (vgl. Holz-Mänttari 1984:31) Ein „hochbewusste[r] und sensitive[r] Umgang mit Texten“ (Holz-Mänttari 1984:89) gilt also als eine der wichtigsten Grundregeln von translatorischem Handeln.

1.2.1 Theorie und Rollenverteilung.

Die Theorie des Translatorischen Handelns hält, wie auch Vermeer im Rahmen seiner *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie* (1984), fest, dass die „Produktions- und Rezeptionssituationen von Texten als kulturspezifische Ausschnitte aus Welten oder besser: Weltenkontinua“ (Holz-Mänttari 1986:354) gesehen werden sollen. In diesem Zusammenhang ergänzt Holz-Mänttari (1986), dass TranslatorInnen allerdings nicht als reine MittlerInnen zwischen zwei unterschiedlichen Sprachen- und Kulturpaaren handeln, sondern dass sie als individuell eigenständig handelnde ExpertInnen gesehen werden sollen, die im komplexen System der Translation eine fixe Rolle einnehmen.

Translation ist somit als Teil eines komplexen Systems und als ExpertInnenhandlung zu bezeichnen, die sich durch Kooperation mit anderen an der Translation beteiligten PartnerInnen und durch ein konkretes Handlungskonzept auszeichnet. Für die Theorie des Translatorischen Handelns nach Holz-Mänttari ist es außerdem wichtig, dass nicht einzelne Texte oder Teile von Texten oder gar Sprachen übersetzt werden (Holz-Mänttari 1984:20), da nicht nach dem „Was?“ – dem zu Übersetzenden – gefragt werden soll, um die Gedanken nicht in eine einzige Richtung zu lenken. Translatorisches Handeln hat sehr viel mit Kommunikation zu tun, ob diese nun wortlos geschieht (weil es unausgesprochene gemeinsame Übereinkünfte gibt) oder ob miteinander kommuniziert wird, um Unklarheiten aufzuklären bzw. Missverständnissen vorzubeugen. Dafür gilt es, eine gemeinsame Kooperationsstrategie zu finden, um bestmöglich aufeinander abgestimmt arbeiten zu können. Diese Kooperationsstrategie jedoch ist wiederum abhängig von der kulturellen Einbettung, da die beteiligten KooperationspartnerInnen kulturspezifische Besonderheiten mitbringen, die bei der Auswahl bzw. Besprechung der Strategie beachtet werden müssen. (vgl. Holz-Mänttari 1986:357ff) Es geht Justa Holz-Mänttari vorrangig darum, was TranslatorInnen tun und welche Rolle sie im System der Translation einnehmen. Sie definiert translatorisches Handeln als „Produktionsprozess eines Handelnden [...] mit der Funktion, Botschaftsträger einer näher zu bestimmenden Art zu produzieren, die in übergeordneten Handlungsgefügen zur Steuerung von aktionalen und kommunikativen Kooperationen eingesetzt werden können“ (Holz-Mänttari 1984:17).

Im Folgenden sollen nun die verschiedenen Handlungsrollen näher erläutert werden, die Justa Holz-Mänttari (1984) aufgelistet und beschrieben hat:

- Der/Die InitiatorIn braucht eine kommunikative Handlung
- Der/Die BestellerIn beauftragt eine/n TranslatorIn
- Der/Die AusgangstexttexterIn verfasst den Ausgangstext
- Der/Die TranslatorIn verfasst als transkulturelle ExpertIn (vgl. Holz-Mänttari 1986:354) den Zieltext
- Der/Die Zieltext-ApplikatorIn benutzt den Zieltext
- Der/Die ZieltextrezipientIn entschlüsselt den Zieltext, der für ihn/sie getextet wurde

(vgl. Holz-Mänttari 1984:109ff)

Diese sechs unterschiedlichen Handlungsrollen zielen darauf ab, im komplexen Translationsprozess miteinander zu kooperieren. Sie agieren allesamt als HandlungsträgerInnen, die im Sinne der Kooperation und Arbeitsteilung miteinander an einem Ziel arbeiten. In der Praxis ist es allerdings durchaus möglich, dass sich einzelne Rollen in ihren Tätigkeitsfeldern überschneiden, sodass eine noch engere Kooperation resultiert. Andererseits kann es allerdings auch vorkommen, dass Rollen unter Umständen auch wegefallen bzw. erneut unterteilt werden. (vgl. Holz-Mänttari 1984:109ff)

TranslatorInnen müssen in jedem Fall optimalerweise alle Handlungsstränge kennen und auch eine Analyse jenes Umfeldes anstellen, in dem sich der/die AusgangstexttexterIn bewegt. Eine derartige Analyse fördert das Verstehen des Ausgangstextes und „bringt Aufschluss über die Entstehungsbedingungen des Ausgangstextes und über die hinter der Ausgangstext-Botschaft stehenden Intentionen, denn auch er ist in einem Handlungsrahmen entstanden, [...]“ (Holz-Mänttari 1984:113f). Nach Nord (1995:32) sind TranslatorInnen dementsprechend aber auch „bilateral gebunden: an den Ausgangstext und an die Ziel(text)situation“. Die daraus resultierende Verantwortung bezeichnet Christiane Nord in weiterer Folge als „Loyalität“ (1995:32). Prunč (1997:112) ergänzt zur dreifachen Loyalität gegenüber der AutorInnen, der InitiatorInnen und dem Zielpublikum, wie Nord (1995:32ff) sie vorschlägt, noch eine vierte Ebene, „nämlich die Loyalität des Translators zu sich selbst.“ Damit soll die Identität und Integrität der TranslatorInnen gewahrt werden und sie dazu ermutigen, auch die moralische Verantwortung dessen, was sie und für wen sie etwas übersetzen, zu tragen.

1.2.2 Zusammenfassung.

Die Theorie vom Translatorischen Handeln von Justa Holz-Mänttari schließt also an die Überlegungen von Katharina Reiß und Hans J. Vermeer an und nennt ebenso den

Zweck als jene Variable, die die Translation beeinflussen soll. Das translatorische Handeln an sich wird jedoch nicht als Kommunikationsprozess angesehen, sondern vielmehr als Produktionsprozess, da stets das Ziel (Produkt) vor Augen geführt wird und darauf hingearbeitet wird (vgl. Holz-Mänttari 1984:17). Es handelt sich um ein kooperatives Miteinander, in dem verschiedenen Menschen unterschiedliche Rollen zuteil werden.

Es ist also noch einmal deutlich zu erkennen, dass ein Translationsprozess viele verschiedene Personen miteinschließt und nicht alleinige Aufgabe des/der TranslatorIn ist. Der/Die TranslatorIn ist hierbei nur ein Teil einer vielschichtigen Handlungskette, die sich die Arbeit teilt und im kooperativen Miteinander einen Lösungsweg sucht. Translatorisches Handeln dient zudem der Überwindung von kulturellen Barrieren, da im engen Miteinander möglichst reibungslose Abläufe gelingen sollten (vgl. Holz-Mänttari 1984:91). Die Sprache als essentielles Element zur Erfüllung eines Translationswunsches an sich sollte allerdings nicht übersetzt werden, sondern sie sollte, eingebettet in ein Textganzes, als Mittel zum Zweck dienen, da sie ohnehin stets in einen kulturellen Kontext eingeschlossen ist, der sie prägt. (vgl. Holz-Mänttari 1984:85)

Holz-Mänttari (1986:356ff) stellt aber auch noch einmal den Kooperationswillen, den alle an der Translation beteiligten Personen mitbringen müssen, in den Mittelpunkt. Oft ist Kommunikation zwischen den HandlungspartnerInnen bereits fast wortlos möglich, da die Kooperation auf bereits im Vorfeld besprochenen Kriterien basiert, allerdings ist der/die InitiatorIn dafür verantwortlich, dass der Sachverhalt besprochen und die „Koordinationsstrategie“ (Holz-Mänttari 1986:357) begründet wird. Auch diese Strategien sind wiederum kulturspezifisch und Teil des „Denkraumes“ (Holz-Mänttari 1986:358), den ein Individuum im „Kulturraum“ (Holz-Mänttari 1986:358) einnimmt.

2 Formen intralingualer Übersetzung.

Im Bereich der intralingualen Übersetzung wurde bis heute sehr wenig Forschung betrieben, und das, obwohl wir fast täglich (unbewusst) mit irgendeiner Form davon in Kontakt treten. Seien es Geschichten, die für Kinder in vereinfachter Form publiziert oder ein Film, dem Untertitel verliehen wurden - intralinguale Übersetzung ist uns näher als wir denken. Sie bleibt auch in der Forschung weitgehend unerwähnt und mancherorts wird sogar in Zweifel gezogen, ob intralinguale Übersetzung überhaupt ein Teil der Übersetzungswissenschaft sei. Hierzu möchte ich gleich vorausschicken, dass in dieser Arbeit sehr wohl davon ausgegangen wird, dass Translation ein inklusiver Begriff ist und demnach intralinguale und auch intersemiotische Übersetzung auf jeden Fall Bestandteil dieser Forschungsrichtung sind. Um meinen Standpunkt wissenschaftlich zu belegen, stütze ich mich unter anderem auf die Übersetzungsuniversalien von Sara Laviosa-Braithwaite. Sie untersucht Gemeinsamkeiten, die bei allen Formen der Translation auftreten können und demnach die unterschiedlichen Formen der Translation miteinander verbinden. Meines Erachtens ist es sinnvoller, den Begriff der Translationswissenschaft dahingehend auszuweiten, dass auch intralinguale Übersetzung, intersemiotische Übersetzung, Lokalisierung, etc. darin Platz finden, als für jede Strömung eine eigene Wissenschaft oder neue Konzepte zu entwickeln, wie Brian Mossop (2016) es vorschlägt.

Dementsprechend wird in dieser Arbeit die inklusive Sichtweise, wie sie auch etwa Zethsen (2007; 2009) beschreibt, vertreten. Zu Beginn des Kapitels werden die grundlegenden Unterschiede zwischen interlingualer und intralingualer Übersetzung erklärt, während in weiterer Folge zunächst auf die Übersetzungsuniversalien und dann auf die Typologie der intralingualen Translation eingegangen wird. Der zweite große Teil dieses Kapitels widmet sich der intralingualen Übersetzung im Zusammenhang mit Barrierefreiheit und den Möglichkeiten, die die Translation bietet, um in diesem Bereich ihren Beitrag zu leisten. In einem Unterkapitel folgt eine Beschreibung der Übersetzung von Fachsprache, sowie, in einem weiteren Unterkapitel, jene der Dialektübersetzung, da auch diese beiden Fachgebiete eng mit der intralingualen Übersetzung zusammenhängen bzw. einen Teil davon darstellen.

2.1 Intralinguale Übersetzung vs. interlinguale Übersetzung.

Auf den ersten Blick scheint die Unterscheidung zwischen interlingualer und intralingualer Übersetzung offensichtlich: Bei interlingualer Übersetzung handelt es sich um eine Übersetzung zwischen zwei verschiedenen Sprachen, die deswegen nötig wird, weil die ZieldozientInnen den ausgangssprachlichen Code nicht verstehen und demnach auch die darin verschlüsselte Botschaft nicht entziffern können.

Aber auch im Bereich der intralingualen Übersetzung werden zwei unterschiedliche sprachliche Codes verwendet, selbst wenn diese zwar nicht zwei verschiedenen Sprachen entnommen werden, sondern ein und derselben Nationalsprache angehören. Es handelt sich also um eine nicht so offensichtliche Unterscheidung, allerdings kann man bei genauerem Hinsehen durchaus feststellen, dass sich die Genres innerhalb einer Sprache teilweise genauso stark unterscheiden, wie zwei unterschiedliche Nationalsprachen es tun. Dies hängt in weiterer Folge auch noch von den RezipientInnen ab, da die Sprache ebendiesen auch immer noch angepasst werden muss. (vgl. Kirkness 1997:5, zit. in Zethsen 2009:808)

Des Weiteren teilen sich die beiden Übersetzungsformen auch das Problem der Synonymie. In der interlingualen Übersetzung muss man ganz besonders auf die Bedeutung und Assoziationen achten, die ein Wort mit sich bringt, wobei bei der intralingualen Übersetzung darüber hinaus auch noch die Verwendung in den unterschiedlichen Registern beachtet werden muss. Ein weiterer wichtiger Unterscheidungspunkt ist jener der Vereinfachung. Es scheint, als würde intralinguales Übersetzen sehr stark mit Vereinfachung gleichgesetzt werden, was in vielen Fällen auch tatsächlich zutrifft. Dabei kommen die weiter unten detailliert aufgeführten vier Faktoren der intralingualen Übersetzung laut Zethsen (2009:806) ins Spiel, anhand derer die Art der Übersetzung nachvollziehbar gemacht werden kann. Es handelt sich hierbei um *knowledge*, *time*, *culture* und *space*, alles Faktoren, auf die in der Zielsprache und -kultur Rücksicht genommen werden muss. Diese Komponenten gilt es natürlich auch in der interlingualen Übersetzung zu beachten, allerdings ist hierbei das Stichwort nicht unbedingt Vereinfachung bzw. zumindest nicht in so großem Ausmaß. Laut Zethsen (2009:808f, Hervorhebung im Original) lässt dies vermuten, dass „generally the difference in strategies between intralingual and interlingual translation is a *question of degree and motivation rather than kind*.“ Auslassungen, Umstrukturierungen und ähnliche Veränderungen sind bei intralingualer Übersetzung viel häufiger, wobei gesagt werden muss, dass auf Grund der funktionalen Übersetzungstheorie bereits ein viel breiteres Spektrum an Möglichkeiten geschaffen wurde, wie man Übersetzung definieren kann bzw. was alles unter den Begriff Übersetzung fällt. Zethsen (2009:809) geht sogar so weit, dass sie sagt, dass die funktionalen Übersetzungstheorien die Lücke zwischen interlingualer und intralingualer Übersetzung ein Stück weit geschlossen haben. Allerdings kann davon ausgegangen werden, dass der Interpretationsspielraum bei intralingualer Übersetzung höher ist als bei „*translation proper*“ (Jakobson 1959:233) und dass auch die Subjektivität der ÜbersetzerInnen stärker in die Textproduktion einfließt (vgl. Zethsen 2009:809). Immer häufiger kann festgestellt werden, dass ÜbersetzerInnen nicht nur in ihrer eigentlichen Tätigkeit als TextproduzentInnen auftreten, sondern auch im Bereich der Textoptimierung arbeiten (müssen). Dies geschieht etwa, wenn ein Text mit-

hilfe von Maschinenübersetzung übersetzt worden ist. Dann kommt auf die ÜbersetzerInnen vor allem eine intralinguale Aufgabe zu, nämlich, den Text innerhalb einer Sprache zu optimieren. Demnach ist im Laufe eines Übersetzungsprozesses auch einiges an intralingualen Kompetenzen gefragt (vgl. Hill-Madsen 2015:87). Die Schwierigkeiten bei interlingualem und intralingualem Übersetzen ähneln sich auch deswegen, da es selbst innerhalb einer Sprache unterschiedliche sprachliche Barrieren geben kann und das Überwinden ebendieser einer interlingualen Übersetzung stark ähnelt. Dabei handelt es sich oft um für einige Menschen unverständliche Dialekte bzw. Expertenkommunikation, die innerhalb derselben Sprache für Menschen mit weniger Expertise in diesem Bereich anders dargestellt werden muss. Es geht dabei, genauso wie bei intersemiotischer und interlingualer Übersetzung, um eine Form von Ersetzen. (vgl. Hill-Madsen 2015:87)

Abgesehen davon, dass es bisher nicht sehr viele WissenschaftlerInnen gab, die sich auch mit der intralingualen Übersetzung auseinandergesetzt haben, gibt es unter denen, die es taten, stark divergierende Meinungen. Zum einen gibt es jene, die intralinguale Übersetzung auf keinen Fall als Teil der Translation sehen würden und eine eigene Wissenschaft daraus entstehen lassen würden, während auf der anderen Seite jene WissenschaftlerInnen stehen, die sich dezidiert für eine Inklusion der intralingualen Übersetzung zur Forschung und Wissenschaft der Translation aussprechen.

2.1.1 Jakobson.

Als theoretischer Startpunkt bietet sich in diesem Fall Jakobsons berühmte Dreiteilung an, die er 1959 aufstellte. Dabei unterscheidet er intralinguale Übersetzung, interlinguale Übersetzung und intersemiotische Übersetzung:

- 1) Intralingual translation or *rewording* is an interpretation of verbal signs by means of other signs of the same language.
 - 2) Interlingual translation or *translation proper* is an interpretation of verbal signs by means of some other language.
 - 3) Intersemiotic translation or *transmutation* is an interpretation of verbal signs by means of signs of nonverbal sign systems.
- (Jakobson 1959:233)

Oft wird die sogenannte „translation proper“ als einzig wahre Form der Übersetzung angesehen, während die anderen beiden eher als nebensächlich abgetan werden. Jakobson war allerdings der Ansicht, dass es eines weiter gefassten Übersetzungsbegriffs bedarf, der jegliche Form der sprachlichen Transaktion beinhaltet. In der Forschung wurde die Definition dieser Begrifflichkeiten bis dato nur wenig behandelt und dementsprechend wenig Literatur gibt es in Bezug auf die intralinguale und intersemiotische Übersetzung, wie es auch Baker (1998) feststellte:

[...] intralingual translation is not such a minor issue as the existing literature on translation might suggest...I know of no research that looks specifically at the phenomena of intralingual or inter-

semiotic translation. We do have classifications such as Jakobson's, which alert us to the possibility of such things as intersemiotic and intralingual translation, but we do not make any genuine use of such classifications in our research. (Baker 1998: xvii)

Keine empirischen Studien wurden je veranlasst, um die Strategien zu erkunden, die bei einer intralingualen Übersetzung angewandt werden, und sie daraufhin mit jenen der „translation proper“ zu vergleichen. Zethsen (2008) musste auch feststellen, dass es seit Jakobsons Definition immer weniger inklusive Definitionen gibt und der Anteil an ForscherInnen, die sich auf eine spezielle Form der Translation spezialisierten, stieg. Steiner (1975:414) jedoch vertritt die Meinung, dass die linguistischen Herausforderungen, die es bei der interlingualen Übersetzung gibt, bereits in jeglichem intralingualen Diskurs impliziert sind. Er behauptet sogar, dass Jakobsons „rewording“ und seine „translation proper“ einander sehr ähnlich sind. Steiner stimmt auch darin mit Jakobson (1959) überein, wenn dieser davon spricht, dass die Herausforderungen der Synonymie bei intralingualer Übersetzung jenen Herausforderungen der Äquivalenz bei interlingualer Übersetzung ähneln. Synonymie bedeutet nämlich auch nicht automatisch Äquivalenz, was Jakobson (1959: 233) anhand einiger Beispiele veranschaulicht.

2.1.2 Newmark.

Der englische Translationswissenschaftler Peter Newmark (1999) hingegen würde Zusammenfassungen oder ähnliche Veränderungen des Ausgangstextes nicht als Translation an sich sehen. Vielmehr lassen sich diese bei Newmark unter „restricted translation“ zusammenfassen, die allerdings nicht mehr dem eigentlichen Zweck der Translation dienen und demnach auch keinen direkten Teil der Translationstheorie darstellen (vgl. Newmark 1981:12). Newmarks Ansichten sind also nicht offen für intralinguale Übersetzung und selbst ein wechselnder Skopos ist Anzeichen genug dafür, dass es sich nicht mehr um eine tatsächliche Übersetzung handelt. Seine Denkweise repräsentiert jedoch auch nicht zwangsläufig die heutzutage vorherrschende Realität der Translationswissenschaft (vgl. Zethsen 2007:798).³

2.1.3 Tourys Postulate.

Gideon Toury (1995:31ff) hat mit seiner „assumed translation“ auch einen Beitrag im Definitionspool der Translationswissenschaften geleistet. Er bezeichnet seine Definition allerdings nicht als absolute Definition der Translation sondern eher als eine „working hypothesis“ (Toury 1995:32). Er hat drei Postulate aufgestellt, durch die ein Text als Translation bezeichnet werden kann: Es handelt sich dabei um das Ausgangstext-Postulat, das Transfer-Postulat und das Beziehungs-Postulat (vgl. Toury 1995:33).

³ vgl. Munday (2001), Koller (1983)

Das Ausgangstext-Postulat besagt, dass einer Translation ein Ausgangstext vorausgehen muss, um sie als solche bezeichnen zu können. Dieser Text aus einer anderen Kultur und Sprache hat sowohl chronologische als auch logische Priorität gegenüber der Übersetzung und es wird angenommen, dass dieser Ausgangstext als Grundlage der Übersetzung gedient hat. Das Ausgangstext-Postulat fordert also, dass ein Ausgangstext als Basis einer Translation existiert (vgl. Toury 1995:33f).

Neben dem Ausgangstext-Postulat steht das Transfer-Postulat. Letzteres baut auf dem Ausgangstext-Postulat auf, indem es sich auf dessen Grundannahmen stützt. Ein Transferprozess zwischen einem Ausgangstext und dem neu entstehenden Zieltext wird vorausgesetzt. Der Ausgangstext birgt einige Besonderheiten, die ab dem Zeitpunkt des Transfers nun in beiden Texten zu finden sind. Es wird angenommen, dass zwei unterschiedliche Arten von Wissen einander beeinflussen, da zum einen ein umfassendes Produktwissen erforderlich ist, zum anderen aber auch ein profundes Wissen über die transkulturellen und linguistischen Prozesse, die im Rahmen einer Übersetzung stattfinden. (vgl. Toury 1995:34f)

Letztlich kann davon ausgegangen werden, dass es Beziehungen zwischen dem ursprünglichen Ausgangstext und dessen Übersetzung gibt, dafür steht das Beziehungs-Postulat. Es handelt sich also um intertextuelle Zusammenhänge zwischen den beiden Texten. Dabei spielt die Qualität der Übersetzungen allerdings keine Rolle, da die Einteilung rein auf Kategorien basiert und nicht auf Qualitätsstandards. (vgl. Toury 1995:35)

Zethsen (2007:292) geht noch weiter und untersucht Tourys Definition im Vergleich zur intralingualen Übersetzung. Sie bringt das Beispiel eines neuen medizinischen Produkts, von dem eine Produktzusammenfassung geschrieben wird, die etwaige Testergebnisse, Produktbeschreibungen etc. umfasst, wobei hiermit das Ausgangstext-Postulat bereits erfüllt wäre. Wichtige Informationen aus der Zusammenfassung werden daraufhin für Lailinnen in eine allgemeine Sprache übertragen (Transfer-Postulat), ehe die Beziehungen zwischen den beiden Texten festgestellt werden können (Beziehungs-Postulat) (vgl. Zethsen 2007:292f). Um intralinguale Übersetzung bestmöglich beschreiben zu können, dient auch Tourys drittes Postulat. Allerdings gibt es andere Faktoren, die gegen eine Aufnahme der intralingualen Übersetzung in Toury-schem Sinn zur Translation, sprechen: Zum einen geht Toury im Ausgangstext-Postulat von zwei Sprachen aus, die als Grundlage dienen - dies ist allerdings nur möglich, wenn man den Begriff „Sprache“ sehr weit fasst und somit verschiedene Register innerhalb einer offiziellen auch als unterschiedliche Sprachen ansieht. Der zweite Punkt, den Zethsen (2007:293f) beschreibt, ist problematischer, da es hierbei um die Grundaussage Tourys geht: Ein Text sollte als Übersetzung gesehen werden, um auch als solche zu gelten. Aber genau in dieser Forderung besteht die Schwierigkeit, da die wenigsten AdressatInnen des Beipackzettels, um noch einmal das Beispiel

aus der Medizin aufzunehmen, diesen auch als Übersetzung sehen würden. Dies stellt ein bislang ungelöstes theoretisches Problem dar, wobei unterstrichen werden muss, dass Toury selbst zu keinem Zeitpunkt die intralinguale Übersetzung explizit von seiner Definition ausschließen wollte. Im Umkehrschluss erscheint es allerdings schwierig bis unmöglich, sie darin einzuschließen (vgl. Zethsen 2007:293f).

2.1.4 Karen Zethsen.

Die dänische Translationswissenschaftlerin Karen Korning Zethsen hat sich in den letzten Jahren sehr stark auf die Forschung im Bereich der intralingualen Übersetzung spezialisiert. Sie vertritt eine inklusive Form der Translationswissenschaft, die sich auch für intralinguale und intersemiotische Übersetzung öffnet. Zethsen spricht sich auch für mehr Aufmerksamkeit für und Fokus auf die Forschung im intralingualen Bereich aus (vgl. Ersland 2014:84).

Sie möchte eine Definition der Translation aufstellen, die sehr weit reicht und viele Phänomene und Arten der Translation miteinschließt, aber gleichzeitig auch eng genug ist, um im Bereich der Translation noch als sinnvoll erachtet werden zu können. Sie schlägt vor, Translation als Cluster-Konzept zu beschreiben, was relativ offen gestaltet werden sollte. (vgl. Zethsen 2009:799) Für Zethsen wäre eine Kombination aus den oben erwähnten drei Dimensionen von Jakobson und der Beschreibung von Toury eine Möglichkeit, Translation in ihrem Sinne zu definieren:

A source text exists or has existed at some point in time. A transfer has taken place and the target text has been derived from the source text (resulting in a new product in another language, genre or medium), i.e. some kind of relevant similarity exists between the source and the target texts. This relationship can take many forms and by no means rests on the concept of equivalence, but rather on the *skopos* of the target text. (Zethsen 2009:799f)

Zethsen möchte allerdings nicht ausschließlich einen bestimmten Bereich der intralingualen Übersetzung beschreiben, vielmehr ist ihr Ziel, anhand der Strategien, die bei einer solchen Übersetzung angewandt werden, eine allgemeine Darstellung aufzuzeigen. Auf diese von ihr anhand von Bibelübersetzungen verdeutlichten Strategien wird im Folgenden eingegangen.

Karen Zethsen (2009) hat im Rahmen ihres Beitrages *Intralingual Translation - An Attempt at Description* zur Zeitschrift META anhand von Beispielen aus der Bibelübersetzung vier Hauptfaktoren ermittelt, die die intralinguale Übersetzung grundlegend beeinflussen und gleichzeitig auch dafür verantwortlich sind, dass es die intralinguale Übersetzung überhaupt gibt. Dabei handelt es sich um *knowledge, time, culture und space*. (vgl. Zethsen 2009:805) Die Reihenfolge der Faktoren ist dabei nicht so essentiell, zumal sich diese je nach Auftrag verändern kann.

Beim Faktor *Wissen* geht es hauptsächlich um jenes Wissen, das die ZieltextrezipientInnen mitbringen und die allgemeine Fähigkeit der ZieltextrezipientInnen,

Texte zu verstehen. Außerdem handelt es sich um allgemeine Hintergrundinformationen, die sie besitzen, genauso wie das eventuell mitzubringende Fachwissen, um einen Text richtig verstehen zu können. Ein typisches Beispiel für intralinguale Übersetzung, bei der großer Wert auf den Faktor *Wissen* gelegt wird, ist die Kommunikation zwischen ExpertInnen und LaiInnen innerhalb eines bestimmten Fachgebietes. Bei dieser Form der intralingualen Übersetzung handelt es sich um eine Art „erklärende Translation“, wie sie zum Beispiel auf Beipackzetteln von Medikamenten oder aber auch in Büchern zum Einsatz kommt, die für Kinder in vereinfachter Form wiedergegeben werden. (vgl. Zethsen 2009:806)

Der zweite Faktor, jener der *Zeit*, greift auf, dass es sein kann, dass ein Text veraltet ist und deswegen eine Neuauflage in zeitgemäßer Sprache veranlasst wird. Dieser Faktor steht in Zusammenhang mit jenem des *Wissens* und auch jenem der *Kultur*, allerdings steht hierbei der zeitliche Abstand im Vordergrund, der das Unwissen im Bezug auf Kultur und Hintergrundwissen begründet. Es handelt sich hierbei also hauptsächlich um Texte, die eine Neuauflage verlangen, um den kulturellen und intellektuellen Gegebenheiten der ZieltextrezipientInnen weiterhin entsprechen zu können. (vgl. Zethsen 2009:806)

Als nächsten Faktor bringt Zethsen (2009:807) jenen der *Kultur* ins Spiel. Oftmals handelt es sich hierbei um kulturelle Spezifika, die sich nicht in der Sprache an sich äußern, sondern durch das allgemeine Hintergrundwissen bzw. die *Zeit* begründet werden können. Man kann bei dieser Form der intralingualen Übersetzung auch von interkultureller Übersetzung sprechen, zumal diese Art zum Beispiel dann vorkommt, wenn innerhalb des Englischen ein Buch aus dem britischen Englisch in jenes aus Amerika übersetzt wird. Dabei gilt es, auf diverse kulturelle Gegebenheiten besonders Rücksicht zu nehmen, um den ZieltextrezipientInnen eine gut leserliche Übersetzung zu liefern, die ihren Gewohnheiten und Regeln entspricht. Ein weiteres Beispiel für interkulturelle intralinguale Übersetzung wäre die Lokalisierung, die abseits der „*translation proper*“ (Jakobson 1959:233) auch versucht, kulturell unterschiedliche Versionen eines Textes zu produzieren. (vgl. Zethsen 2009:807)

Der letzte Faktor, den Zethsen (2009:807f) ins Spiel bringt, ist jener des *Raumes*. Damit meint sie hauptsächlich den Platz und Raum, den ein Text innerhalb eines Buches/einer Seite einnimmt. Es ist hier also entweder von Reduktion oder Extension die Rede, was sich in weiterer Folge natürlich auch auf das Layout des übersetzten Textes auswirkt. Darunter fallen diverse verkürzende Formen der Zusammenfassung, wie zum Beispiel die Berichterstattung in Form von Nachrichten oder Bücher, die für Kinder oder ErstleserInnen in vereinfachter Sprache verfasst wurden. Auf der anderen Seite steht allerdings auch noch die ausführlichere, erklärende Übersetzung, bei der es mehr Zeit/Platz bedarf. Dies wäre etwa dann der Fall, wenn unter den ZieltextrezipientInnen Verständnisschwierigkeiten auftreten, da es an kultureller, zeitlicher oder

wissensbasierter Kenntnis mangelt und man sich als TranslatorIn aus diesem Grund dafür entscheidet, zusätzliche Informationen anzubieten, um ein optimales Verständnis bei den ZieltextrezipientInnen zu erreichen. (vgl. Zethsen 2009:807)

Zusammenfassend kann man sagen, dass intralinguale Übersetzung laut Zethsen (2007; 2009) auf einen oder mehreren der eben angeführten Faktoren gründet. TranslatorInnen können laut Zethsen (2009:809) außerdem auch auf ein umfangreiches Fachwissen zurückgreifen, zumal die intralinguale Übersetzung jener der interlingualen sehr ähnlich ist. Viele PatientInnen und KonsumentInnen vertrauen auf die Arbeit der intralingualen ÜbersetzerInnen, da sie unverständliche Expertensprache nicht länger tolerieren, sondern eine verständlichere Sprache fordern. Die Verwendung dieser verständlichen Sprache fällt den ExpertInnen eines Fachgebietes selbst jedoch oft sehr schwer, da sie ausschließlich den Umgang mit Fachtermini gewohnt sind (vgl. Zethsen 2009:809). Der ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation ist im Folgenden noch ein Unterkapitel gewidmet.

2.1.5 Übersetzungsuniversalien.

Welche Unterschiede es zwischen der interlingualen und der intralingualen Übersetzung zu beachten gilt und woran sie erkennbar sind, darüber wurde nun gesprochen – aber welche Gemeinsamkeiten weisen diese beiden Translationsformen auf? Mona Baker (1993:243) macht auf sogenannte Universalien der Translation aufmerksam und definiert sie folgendermaßen: „Universal features of translation, that is features which typically occur in translated texts rather than original utterances and which are not the result of interference from specific language systems“. Dabei geht es also darum, welche Gemeinsamkeiten, unabhängig von den Sprachenpaaren, Translationen jeglicher Form aufweisen. Teilweise sind sie für die intralinguale Übersetzung nicht brauchbar, da vor allem in der Lexik innerhalb einer Einzelsprache wenig Spielraum für diverse Experimente oder Synonyme zur Verfügung steht. Auf der anderen Seite gibt es etwa beim Konzept von Sara Laviosa-Braithwaite (1998:288ff) erstaunlich viele Punkte, die man auch auf die intralinguale Übersetzung übertragen kann. Laut einer Studie von Anlang Ersland (2014), wurden alle Translationsuniversalien, die von Sara Laviosa-Braithwaite 1998 vorgeschlagen wurden, auch in intralingualer Übersetzung gefunden. Dies ist laut Zethsen (2009) noch ein Grund mehr, intralinguale Übersetzung tatsächlich als vollwertige Übersetzung anzusehen und nicht als Adaptierung abzustempeln. Laviosa-Braithwaite (1998:288ff) schlägt als Universalien folgende Punkte vor:

1. Simplification and avoidance of repetitions present in the source text

Sie spricht von Vereinfachung auf lexikalischer, syntaktischer und stilistischer Ebene und versucht, die lexikalische Vereinfachung anhand von sechs Strategien zu erklären, die von der muttersprachlichen Kompetenz des Individuums abhängig sind:

1. Verwendung von übergeordneten Termini, wenn in der Zielsprache keine Hyponyme vorhanden sind
2. Annäherung an die ausgangstextuellen Konzepte
3. Verwendung von „familiar synonyms“
4. Transfer aller ausgangssprachlichen Wortfunktionen in das Zielsprachenäquivalent
5. Periphrasen statt „high-level words“
6. Bei kulturellen Unterschieden zwischen Ausgangssprache und Zielsprache kann eine Paraphrase Abhilfe schaffen.

Auch für die syntaktische Vereinfachung hat Laviosa-Braithwaite (1998:288f) Vorschläge, wie man sie konkret in die Tat umsetzen könnte. Komplexe Syntax kann durch einfachere Satzkonstruktionen aufgelöst werden, um den Leseprozess für die LeserInnen des Zieltextes angenehmer zu gestalten.

Im Bezug auf die stilistische Vereinfachung schlägt Laviosa-Braithwaite außerdem vor, Wiederholtes einzuschränken bzw. ganz wegzulassen. To avoid repetitions is „one of the most persistent, unbending norms in translation in all languages studied so far.“ (Toury 1991:188)

2. Explicitation

Die Eindeutigkeit ist eine Strategie, die prinzipiell für jegliche Form der Sprachmediation sinnvoll ist. Wenn es nötig ist, muss also hier im Zieltext eine Brücke gebaut werden zwischen Ausgangskultur und Zielkultur, um etwaig auftretende Unklarheiten aus dem Weg zu räumen. Das betrifft nicht nur ÜbersetzerInnen, sondern natürlich auch DolmetscherInnen, denn auch sie müssen versuchen, implizite Formen eindeutig und unverwechselbar darzustellen.

3. Normalization

Bei der Normalisierung geht es hauptsächlich um die Anpassung von Fremdem an das Gewohnte. Das können sowohl Namen sein als auch speziell gebräuchliche Redewendungen, die in der Ausgangssprache verwendet werden, in der Zielsprache so aber keinen Sinn ergeben. Außerdem geht es darum, die Interpunktion den Regeln der vorherrschenden Grammatik anzupassen.

4. Discourse transfer and the law of interference

Diese Universalie geht auf Gideon Toury zurück, der 1995 mit seinem „law of interference“ aufzeigte, dass „in translation, phenomena pertaining to the make-up of the source text tend to be transferred to the target text“ (Toury 1995:275). TranslatorInnen produzieren also Zieltexte nicht auf Grundlage ihres eigenen zielsprachlichen Sprachwissens, sondern auf Basis der für sie wichtigen Informationen direkt aus dem Ausgangstext. Sollte es dabei zu Interferenzen kommen, erklärt Toury (1995:276) dies folgendermaßen: „the more the make-up of a text is taken as a factor in the formulation of its translation, the more the target text can be expected to show traces of interference.“

5. Distribution of target-language items

Es kann vorkommen, dass aufgrund der Sprachmediation an sich eine ungleichmäßige und unübliche Häufung einzelner Wörter im übersetzten Text festzustellen ist. Laut Mona Baker (1993:245) ist dies darauf zurückzuführen, dass Translation an sich bereits eine besondere Form von Sprachgebrauch darstellt.

2.1.6 Intralinguale Translationstypologie nach Petrilli.

Susan Petrilli stellt in der Einführung zu *Translation Translation* (2003) eine Möglichkeit vor, wie man intralinguale Übersetzung gut kategorisieren kann und sie auch für diese Arbeit als sinnvoll erachtet wird. Es kristallisieren sich im Rahmen ihres Aufsatzes drei Untergruppen von intralingualer Übersetzung heraus, die hier nun kurz angeführt werden. Zum einen handelt es sich dabei um den „diamesic type“ (Petrilli 2003:19f), der die Translation zwischen gesprochener Sprache und geschriebenem Text beschreibt. Als wichtigste Form wird dabei die intralinguale Untertitelung festgehalten, die weiter unten noch genauer charakterisiert wird. Als zweiten Translationstyp hält Petrilli den „diaphasic type“ fest, der wiederum zwischen zwei Sprachregistern vermittelt. Darunter versteht man die Auseinandersetzung mit Translation zwischen zum Beispiel kolloquialem Gespräch und professionellem Vortrag. Eine Hauptform der Translation, die dem diaphasischen Typ zugeordnet werden kann, ist jene der ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation, auch dazu weiter unten noch Näheres.

Der dritte und letzte Translationstyp ist etwas vage, da Petrilli (2003:20) nicht weiter ausführt, wie genau sie sich die „diglossic“ Kategorie vorstellt. Sie spricht ausschließlich davon, dass sie damit die Translation zwischen „high language and low language“ meint, wie es etwa bei der Translation zwischen Standardsprache und Dialekt vorkommt. Dass die Dialektübersetzung eine äußerst heikle Form der Translation ist, die man auf keinen Fall unterschätzen darf, wird im folgenden Kapitel näher erörtert.

2.1.7 Zusammenfassung.

Im ersten Teil dieses Kapitels zu den Formen der intralingualen Übersetzung konnte festgehalten werden, welche Möglichkeiten es gibt, intralinguale Übersetzung in den großen Pool an Translationsforschung und –wissenschaft aufzunehmen und wie unterschiedlich die Meinungen der verschiedenen WissenschaftlerInnen dazu ausfallen. Nachdem sich Jahrzehnte lang kaum jemand diesem Bereich der Translationswissenschaft gewidmet hat, gibt es mit Karen Zethsen nun eine wichtige Befürworterin der inklusiven Sichtweise auf intralinguale Übersetzung. Ihre Forschung und ihr Schaffen in diesem Bereich ist eine wertvolle Grundlage dieser Arbeit und regt zum Weiterdenken an. Vor allem die Gemeinsamkeiten der interlingualen Übersetzung, die Laviosa-Braithwaite im Rahmen der *Übersetzungsuniversalien* herausarbeitet, können als wertvolles Argument für die Inklusion von intralingualer Übersetzung herangezogen werden. Die theoretischen Grundgerüste für die praktischen Tätigkeitsfelder, die im folgenden Kapitel vorgestellt werden, stellt abschließend noch Susan Petrilli vor, die sich eine Typologisierung der intralingualen Übersetzung zutraut.

2.2 Intralinguale Übersetzung und Barrierefreiheit.

Eine besondere Form der intralingualen Übersetzung ist jene, die zur Barrierefreiheit beiträgt, indem sie Texte in vielerlei Hinsicht für Menschen mit Beeinträchtigung verändert bzw. vereinfacht darstellt. Dazu zählt etwa die Untertitelung für hörbeeinträchtigte Mitmenschen, genauso wie die in dieser Arbeit besonders betrachtete Übersetzung in Leichte Sprache für Menschen, für die das normale Standarddeutsch zu schwierig zu verstehen ist, da sie die kognitiven Voraussetzungen nicht mitbringen bzw. der Sprache (noch) nicht in vollem Ausmaß mächtig sind. Diese unterschiedlichen Formen der intralingualen Übersetzung im Zusammenhang mit Barrierefreiheit werden in diesem Unterkapitel dargestellt, wobei sie nach Barrieretypen gegliedert werden.

Der Begriff *Barrierefreiheit* gewann in den letzten Jahren stark an Popularität, in Österreich spätestens seit dem Inkrafttreten des Bundes-Behinderten-Gleichstellungsgesetz am 1. Jänner 2006. „Barrierefreiheit bedeutet, dass jeder Mensch ungehindert überallhin (sic!) gelangen kann und alles ungehindert nutzen kann.“ (WKO 2016) Es gilt also, die Barrieren, die Hindernisse abzubauen und möglichst jedem Menschen, egal ob mit Beeinträchtigung oder ohne, den Zugang zu Informationen, Dienstleistungen, Gebäuden, etc. zu ermöglichen, ohne dabei auf den guten Willen der Mitmenschen angewiesen zu sein. Seit dem 1. Jänner 2016 und der damit ausgelaufenen zehnjährigen Übergangsfrist für die Beseitigung von Barrieren, sind in Österreich nun also alle Unternehmen, die öffentliche Dienstleistungen anbieten, verpflichtet, diese auch barrierefrei zu offerieren. Es handelt sich hier zum einen sowohl um den Zugang

zu Geschäftsräumen, die frei von baulichen Hindernissen sein müssen, als auch um den Zugang zu Informationsmaterial (z.B. Website), das barrierefrei gestaltet sein muss (vgl. WKO 2017). Auf der Website der WKO (2017) werden in diesem Zusammenhang die Barrieretypen noch einmal zusammengefasst dargestellt, um einen Überblick über die unterschiedlichen Schwierigkeiten zu geben, mit denen sich beeinträchtigte Menschen auseinandersetzen müssen. Dabei wird unterschieden zwischen

1. Baulichen Barrieren: Stufen, zu enge Türen, Schwellen, fehlende Beleuchtung etc.
2. Barrieren im Verkehrsbereich: Stufen, zu hohe Gehsteigkanten, fehlendes Blindenleitsystem etc.
3. Kommunikative Barrieren: Texte in komplizierter Sprache, fehlende Übersetzung in Gebärdensprache etc.
4. Barrieren in der Informations- und Kommunikationstechnologie (Internet): ungenügender Farbkontrast, fehlende Textalternativen etc.
(vgl. WKO 2017)

In diesem Kapitel werden wir uns hauptsächlich dem dritten Barrieretyp widmen, jenem der kommunikativen Barrieren. Dabei handelt es sich um Barrieren, die jegliche Form der Kommunikation erschweren bzw. unterbinden und die es mit Hilfe von gezielt gesetzten Maßnahmen wie Gebärdensprachdolmetschen oder Vereinfachen von Texten, zu überwinden gilt.

2.2.1 Leichte Sprache.

Diese Form der Inklusion wurde vor allem für Menschen entwickelt, die eine Lernbeeinträchtigung bzw. eine kognitive Beeinträchtigung aufweisen. Leichte Sprache ist prinzipiell auf alle Kommunikationsbereiche anwendbar und laut Jekat et al. (2015:2) ein zentrales Konzept der Inklusion. In dieser Arbeit wird darauf Wert gelegt, dass Menschen mit Lernschwierigkeiten als aktive Mitglieder der Gesellschaft gesehen werden, über deren Kopf hinweg nichts bestimmt werden sollte, ohne die Beteiligten selbst dazu auch zu befragen und mitreden zu lassen. Anerkennung und die Achtung dieser Menschen als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft erhöhen auch die Lebensqualität der Betroffenen und ermöglichen eine konstruktivere Zusammenarbeit und Teilhabe (vgl. Winter 2014:12f). Menschen mit Lernschwierigkeiten treffen oft auf schwierige Sprache und können nicht verstehen, was andere Menschen sprechen. Das bedingt, dass sie daraufhin auch ihre eigene Meinung dazu nicht kundtun können und so an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Barrierefreie Kommunikation ist also demnach unabdinglich, um diesen Menschen den ihnen angemessenen Platz in der Gesellschaft zu ermöglichen. Allerdings betrifft eine schwierige Sprache nicht nur Men-

schen mit Lernschwierigkeiten, sondern es sind auch Menschen mit Migrationshintergrund, die die deutsche Sprache noch nicht so gut beherrschen, ältere Menschen bzw. auch Menschen mit geringen Bildungsmöglichkeiten und -standards davon betroffen (vgl. Winter 2014:30). „Eine schwere Sprache führt zu Ausgrenzung, Frustration, Mutlosigkeit“ (Winter 2014:30) und die betroffenen Menschen haben daraufhin kein Interesse mehr, sich weitere Informationen zu besorgen, zumal sie stets an der eigenen Unfähigkeit scheitern und dies das Selbstbewusstsein dementsprechend stark schwächt. Aus diesem Grund fordern Betroffene die Einführung von Leichter Sprache in größerem Umfang, zumal sie in dieser Form auch selbstständig die eigenen Interessen besser verfolgen könnten und außerdem auch im Allgemeinen prinzipiell alle Menschen von einer vereinfachten Sprache profitieren können, da diese keinerlei Barrieren mit sich bringt. Laut Winter (2014:31) ist allerdings nicht klar definiert, wo die Barriere für Menschen mit Lernschwierigkeiten und anderen, denen eine Form von Leichter Sprache zugute kommen soll, genau beginnt, zumal dies jeweils auch eine sehr individuelle Entscheidung ist. Deswegen braucht es hier noch Erfahrungswerte und weitere Forschung, um dem Ziel einer barrierefreien Kommunikation in diesem Bereich noch näher kommen zu können.

Die Verwendung von Anglizismen, Fremdwörtern, Fachwörtern und komplexen Satzkonstruktionen verwehrt es jedenfalls einigen Menschen, Informationen zu erhalten, die im Kern eigentlich nicht ansatzweise so komplex sind, wie sie dargestellt werden. Viele Menschen sind sich allerdings dessen nicht bewusst, welch schwieriger Sprache sie sich täglich bedienen, da sie sich ausschließlich damit umgeben. Außerdem gibt es Menschen, die mit möglichst komplizierten Ausdrücken und Konstruktionen ihr Bildungsniveau hervorheben möchten bzw. andere absichtlich abwerten und verwirren wollen, um eigene Interessen durchsetzen zu können. (vgl. Winter 2015: 31f)

Zur exakten Definition und weiteren Detailinformationen und Regeln der Leichten Sprache wird auf das folgende Kapitel verwiesen, in dem noch einmal genauer die Unterschiede zwischen Standardsprache und vereinfachter/leichter Sprache herausgearbeitet und die Schwerpunkte explizit gemacht werden.

2.2.2 Fachsprachenübersetzung.

Der Duden online (2017) definiert Fachsprache als „Sprache, die sich vor allem durch Fachausdrücke von der Gemeinsprache unterscheidet“. Welche Elemente und Personen an so einer Fachkommunikation beteiligt sind bzw. sein können, zeigt in Abbildung 1 ein vereinfachtes Modell fachsprachlicher Kommunikation von Thorsten Roelcke (2010:13), das im Buch *Fachsprache* von ihm genauer erläutert wird. Die HauptakteurInnen hierbei sind die ProduzentInnen eines Fachtextes, der Fachtext an sich und dessen RezipientInnen.

Formen intralingualer Übersetzung.

„Die Textproduktion erfolgt mit sog. „Rückkopplungsprozessen“, bei denen der Produzent die Produktion und Rezeption seines Textes kontrolliert, während die Textrezeption selbst ebenfalls einen aktiven Prozess darstellt, bei dem sich der Rezipient den Textinhalt selbstständig erarbeitet. Fachkommunikation verläuft nicht zwangsläufig zwischen zwei Personen in eine Richtung: Sie kann zum einen von mehreren Produzenten ausgehen (Autorengruppe) oder mehrere Rezipienten erreichen (Rezipientengruppe, Mehrfachadressierung) und zum anderen in mehrere Richtungen verlaufen, so dass die Kommunikationsbeteiligten jeweils mindestens einmal die Rolle des Produzenten sowie diejenige des Rezipienten übernehmen. Produzent und Rezipient verfügen jeweils über eigene (fach)sprachliche Zeichensysteme, Text- und Weltkenntnisse (Kotexte und Kontexte), die sich mehr oder weniger weit decken und während der fachlichen Kommunikation vorausgesetzt werden. (Roelcke 2010: 13f)

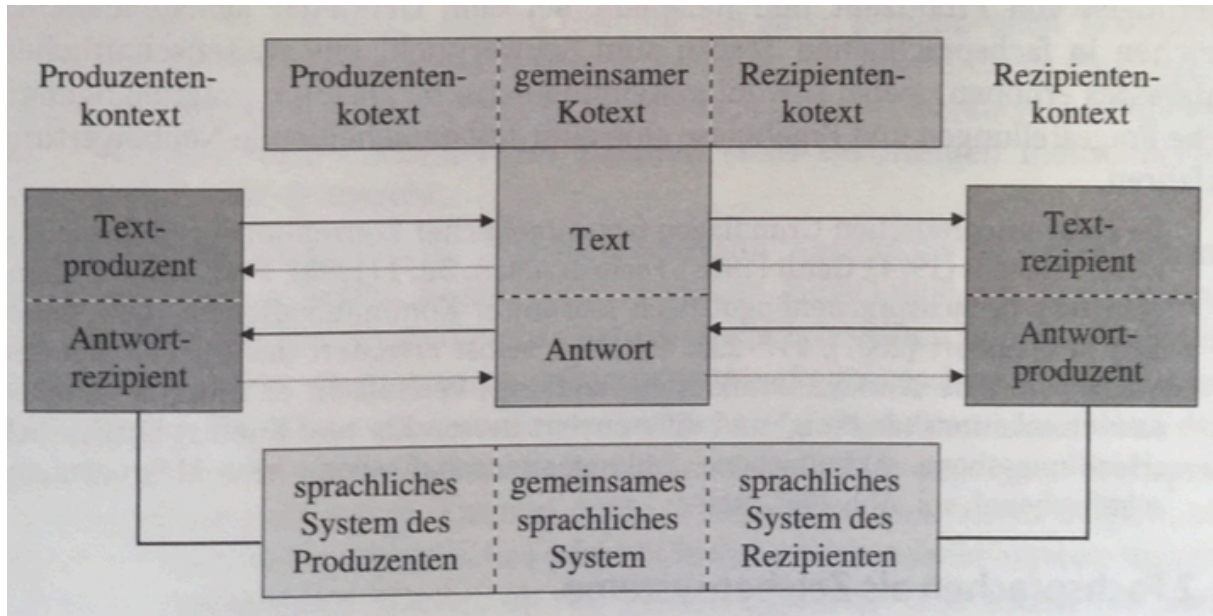


Abbildung 1: Modell fachsprachlicher Kommunikation Roelcke (systemlinguistisch, pragmalinguistisch und kognitionslinguistisch)

Ausgehend von diesem fachsprachlichen Kommunikationsmodell kann man drei Forschungsrichtungen und Fachsprachenkonventionen erkennen, die in Abbildung 1 jeweils mit einer anderen Farbe unterlegt wurden: Das *systemlinguistische Inventarmodell* ist hell unterlegt und stützt sich auf die verschiedenen sprachlichen Systeme, die es im Laufe einer Fachkommunikation zu beachten gilt. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf dem gemeinsamen sprachlichen System, das bei einer Fachkommunikation Verwendung findet und ProduzentInnen und RezipientInnen verbindet. Das mittelgrau unterlegte Modell ist das *pragmalinguistische Kontextmodell*. Es legt sein Hauptaugenmerk auf den Kontext, der einen Fachtext umgibt und auf den Fachtext an sich. Die kommunikativen Verhältnisse, unter denen ein Fachtext erstellt und rezipiert wird, sind von besonderer Bedeutung für dieses Modell. Der große Unterschied zum systemlinguistischen Modell besteht darin, dass Fachsprachen hier nicht mehr als reine Systeme von Zeichen gesehen werden, die Fachkommunikation möglich machen, sondern sie werden als konkrete Äußerungen verstanden, anhand derer fachliche Kommunikation durchgeführt wird. Im *kognitionslinguistischen Funktionsmodell*, das in Ab-

bildung 1 dunkelgrau unterlegt ist, rücken nun die an der Fachkommunikation beteiligten Personen in den Vordergrund. Es werden die intellektuellen und emotionalen Voraussetzungen der Beteiligten bei der Anwendung von Fachsprache untersucht. (vgl. Roelcke 2010:14)

2.2.2.1 Fachsprache im interlingualen Kontext.

Da sich in den letzten Jahren bzw. Jahrzehnten aufgrund der Globalisierung die Internationalisierung von Unternehmen und der Gesellschaft im Allgemeinen vervielfacht hat, ist auch in der Kommunikation von Technik, Wissenschaft und co. der Bedarf an internationaler, sprachübergreifender Kommunikation gestiegen. Die Mehrsprachigkeit in spezifischen Fachbereichen führt zu einer großen Nachfrage an TranslatorInnen, die diese Barriere überwinden können und mit ihrem Sprachwissen inklusive Fachwissen dazu beitragen, Brücken zu bauen in einer modernen Welt. (vgl. Roelcke 2010:150)

Es dominiert jedoch der Irrglaube, dass sich einzelne Sprachen ausschließlich im Hinblick auf ihre Fachausdrücke unterscheiden und deren Bedeutung und Konnotationen jeweils die gleichen bleiben. Diese Annahme ist eines der Hauptprobleme von Englisch als Lingua Franca, da ExpertInnen, deren Muttersprache nicht Englisch ist, oft zwar dieselben Wörter verwenden, wenn sie miteinander kommunizieren, nicht aber „das selbe meinen“. Ebendiese semantische, grammatische und pragmatische Äquivalenz von einzelnen Sprachen erfordert besondere Vorsicht und ein geschultes Auge für fachsprachliche Kommunikation seitens der ausführenden ÜbersetzerInnen. (vgl. Roelcke 2010:150)

Im Bereich der Fachlexik ist die Schwierigkeit vor allem darauf zurückzuführen, dass die Termini, die in den letzten Jahren in die Fachkommunikation Einzug gefunden haben, in den unterschiedlichen Sprachen parallel entstanden sind und demnach zum Teil andere Bedeutungen tragen. Roelcke (2010:150f) bringt dafür das Beispiel eines sogenannten „Falschen Freundes“ im Französischen: Das deutsche Wort *Radiochemie* ist im Französischen nicht etwa mit *radiochimie* wiederzugeben, sondern muss, um inhaltlich dasselbe zu benennen, mit *chimie radio-active* übersetzt werden. Auf der anderen Seite birgt die fachlexikalische Äquivalenz auch das Problem des Bedeutungsumfangs eines Idioms in einer Einzelsprache, da es sein kann, dass in einer anderen Sprache detailliertere Begriffe verwendet werden und demnach für dasselbe Wort verschiedene Übersetzungsmöglichkeiten bestehen. Auch kulturelle und historische Besonderheiten einer bestimmten Kultur und Sprache stellen Übersetzungsschwierigkeiten im Bereich der Lexik dar.

Die fachgrammatische Äquivalenz (Roelcke 2010:151) ist ein ebenfalls nicht zu unterschätzender Problembereich im Kontext der Fachsprachenübersetzung. Dabei

handelt es sich etwa um die im deutschsprachigen Raum sehr gebräuchlichen Substantivkonstruktionen, die zum Beispiel in den romanischen Sprachen mithilfe von Mehrwortkonstruktionen wieder aufgelöst werden. Ein weiterer Punkt, auf den geachtet werden muss, ist die individuelle Verwendung der grammatikalischen Zeiten in den unterschiedlichen Sprachen, sowie auch die Fachphraseologie. Das Deutsche ist in diesem Bereich eine relativ flexible Sprache und kann diverse Konstruktionen sowohl aktiv als auch passiv formuliert wiedergeben, was in anderen Sprachen so nicht funktionieren würde.

Als letzten Punkt führt Roelcke (2010:152) noch die fachtextuelle und fachkulturelle Äquivalenz an. Mit ersterem meint er die makro- bzw. mikrostrukturellen Unterschiede, die diverse Textsorten in unterschiedlichen Sprachen aufweisen, bzw. deren Stilistik und Funktion. Für ÜbersetzerInnen noch komplexer sind allerdings kulturell gefärbte Texte, die eine bestimmte Sicht auf Dinge voraussetzen und demnach den SprachmittlerInnen ganz besonderes Feingefühl abverlangen. In diesem Zusammenhang bringt Roelcke (2010:152) das Beispiel eines Politikommentars zur amerikanischen Verfassung, die ins Chinesische übersetzt werden soll.

Roelcke (2010:152) stellt diesbezüglich Fragen nach der Übersetzungsstrategie. Da im fachsprachlichen Bereich die Verständlichkeit eine der wichtigsten Rollen spielt, ist wohl eine zieltexitorientierte Übersetzung anzustreben. Er fasst fünf Kompetenzbereiche von FachübersetzerInnen zusammen:

1. allgemeinsprachliche Kompetenz der Ausgangssprache
2. allgemeinsprachliche Kompetenz der Zielsprache
3. fachsprachliche Kompetenz der Ausgangssprache
4. fachsprachliche Kompetenz der Zielsprache
5. entsprechende Fachkompetenz

(Roelcke 2010:153)

2.2.2.2 Fachsprache im intralingualen Kontext.

Wenn man das weiter oben erklärte systemlinguistische Modell nun mit einem varietätenlinguistischen Konzept in Verbindung bringt, ist es naheliegend, Fachsprachen als Varietäten einer Sprache zu erkennen und sie dementsprechend zu behandeln. Als Varietät versteht man dabei ein innerhalb einer Einzelsprache entstehendes System, das sich anhand von bestimmten inner- und außersprachlichen Merkmalen von anderen Varietäten abhebt. Roelcke (2010:16) unterscheidet hierfür regionale, soziale funktionale und historische Varietäten. Als Fachsprachen werden allerdings zumeist funktionale Varietäten angesehen, da sie einen gewissen Gegenstandsbereich einer Sprache abdecken und demnach als Subgruppe einer Einzelsprache gesehen werden können.

Eine wichtige Eigenschaft, die Fachsprachen grundsätzlich vorausgesetzt wird, ist, dass sie deutlich sind. Damit ist gemeint, dass sie sowohl im Bereich der Lexik als auch im Bezug auf den Ko- und Kontext einen speziellen Vorgang bzw. fachspezifische Gegenstände exakt beschreiben, ohne jegliche Missverständnisse und Zweideutigkeiten. Auch die Verständlichkeit der Fachsprache ist ein essentielles Charakteristikum, das die Herstellung eines Bezugs zu dem jeweiligen Fachbereich für die RezipientInnen logisch nachvollziehbar macht. (vgl. Roelcke 2010:25)

Innerhalb einer Sprache werden Fachsprachen prinzipiell eher „nebenbei“ erlernt. In allgemeinbildenden Schulen wird der Fachsprachenerwerb in den einzelnen Fächern nicht explizit thematisiert, er erfolgt vielmehr im Rahmen des Unterrichts, in dem SchülerInnen das Vokabular eines bestimmten Fachgebietes stressfrei und ohne großen Druck erlernen können. (vgl. Roelcke 2010:155f)

2.2.2.2.1 ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation.

Eine besondere Form der Übersetzung im Bereich der Fachsprache ist jene der ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation. Dabei handelt es sich um die Übersetzung von fachspezifischen Texten jeglicher Form für die Allgemeinheit, da zwischen ExpertInnen und LaiInnen ein gewisser Wissensunterschied in einem bestimmten Fachgebiet herrscht und dieser dadurch überwunden werden soll. Diese Form der Schnittstellenkommunikation untersucht, wie KommunikationspartnerInnen mit unterschiedlichem Grundwissen miteinander kommunizieren, wobei die ExpertInnen stets ein größeres Grundwissen mitbringen und in diesem Bereich den LaiInnen etwas voraus sind. Anita Fetzer (2000:2) gibt außerdem zu bedenken, dass es nicht nur rein auf die Expertise in einem bestimmten Fachgebiet ankommt, sondern durchaus auch noch einige andere Faktoren eine Rolle spielen, wenn es darum geht, einen Expertentext verstehen zu können. Zum einen zeigt sie auf, dass sowohl die horizontale Beziehung (im Bezug auf die soziale Hierarchie), als auch die vertikale Beziehung (betrifft die soziale Nähe) zwischen zwei KommunikationspartnerInnen einen Einfluss darauf haben, wie gut Kommunikation zwischen den beiden Polen funktionieren kann. Zum anderen ist auch der sogenannte ExpertInnenstatus inklusive einiger weiterer Faktoren wie Geschlecht, Herkunft, Alter etc. ausschlaggebend dafür, wie Kommunikation gelingt. Nachdem sprachliche Handlungen ohnedies stets kontextabhängig sind, können sie ohne kontextuelle Spezifizierungen nicht deutlich gemacht werden. (vgl. Fetzer 2000:2)

Ein plakatives, aber dennoch wirksames und legitimes Beispiel für ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation ist die Bedienungs- bzw. Gebrauchsanweisung. Dabei übernimmt in diesem Fall der Text die Funktion der ExpertInnen und den LeserInnen wird die LaiInnenfunktion übertragen. Die Inhalte sind primär als informativ einzustufen, wobei es den AdressatInnen verwehrt bleibt, etwaige Rückfragen zum Text und/oder In-

halt zu stellen, da kein direktes Gegenüber zur Verfügung steht. Anhand der Gebrauchsanweisung in einem Computerhandbuch, führt Fetzner (2000:7f) eine Mikroanalyse durch, in der sie aufzeigt, dass die „Schnittstellenkommunikation zwischen ExpertInnen, d.h. der Gebrauchsanweisung, und Laien, also den LeserInnen, durch eine primär propositional orientierte Kommunikation repräsentiert wird.“ (Fetzner 2000:8)

2.2.3 Perzeptiver Barrieretyp.

Es gibt einige Arten von Barrieren, die mithilfe von Translation überwunden werden können bzw. kann den Menschen, die Schwierigkeiten bei der Aufnahme bzw. Verarbeitung von auditiven oder visuellen Reizen haben, durch Translation ein Weg in die Selbstständigkeit ermöglicht werden, der ansonsten in dieser Form nicht möglich wäre. Translation ist vor allem für Menschen mit Hör- oder Sehbeeinträchtigung eine unentbehrliche Alltagsunterstützung. Die primären Formen, die Translation dabei annehmen kann, werden in diesem Unterkapitel erläutert.

2.2.3.1 Auditive Barrieren.

Auditive Barrieren betreffen den Gehörsinn und bedeuten, dass die betroffenen Personen Schwierigkeiten bei der Verarbeitung von Reizen über den Gehörgang haben bzw. aufgrund von unterschiedlichsten Ursachen diese Informationen nicht oder nur teilweise aufnehmen können. Das hat zur Folge, dass sie, um diese Informationen dennoch erhalten zu können, auf Hilfsmittel bzw. Formen der Kommunikation angewiesen sind, die ihre Hörbeeinträchtigung umgehen.

2.2.3.1.1 Gebärdensprachdolmetschen.

Die wichtigste Möglichkeit, um mit gehörlosen und hörbeeinträchtigten Menschen in Kontakt zu kommen, ist das Gebärdensprachdolmetschen. Es ist eine ganz eigene Form der Translation, da hierbei zwischen einer Lautsprache, zum Beispiel Deutsch, und einer Gebärdensprache, zum Beispiel der österreichischen Gebärdensprache, vermittelt wird. Die DolmetscherInnen müssen also sowohl die Lautsprache als auch die Gebärdensprache perfekt beherrschen, wobei es nicht nur darauf ankommt, ausschließlich mit den Händen zu gebärden. Vielmehr spielt auch die gesamte Mimik und Gestik, die Körperhaltung und das Mundbild eine wichtige Rolle, um eine Verständigung zwischen zwei Parteien zu ermöglichen. (vgl. Hahn 2012:13) Des Weiteren wird auch hier die Kenntnis der Kultur der Gebärdensprachgemeinschaft vorausgesetzt und muss bei der Dolmetschung beachtet werden, ebenso wie die zwischenmenschliche Ebene, da bei dieser Form des Dolmetschens ganz besonders sensibel auf die Bedürfnisse aller Beteiligten eingegangen werden muss. Oft dominiert in den Köpfen der Gesellschaft der Irrglaube, dass GebärdensprachdolmetscherInnen ausschließlich für hörbeeinträchtigte oder gehörlose Menschen dolmetschen, was aber nicht der Fall

ist, da Hörende sie genauso brauchen, um mit Gehörlosen kommunizieren zu können, wie umgekehrt. DolmetscherInnen sind also für beide Seiten der Kommunikation von gleicher Bedeutung, da sie eine Brücke bauen. Die österreichische Gebärdensprache ist die „Muttersprache gehörloser Menschen in Österreich und eine nicht-ethnische autochthone Minderheitensprache“ (ÖGLB 2017). Sie ist das Kommunikationsmittel von Gehörlosen und hat genauso ihr Zeichensystem und ihre Strukturen und Regeln wie eine konventionelle Lautsprache. Es gibt auch in dieser Sprache regionale Unterschiede und Dialekte, ebenso wie eigene Landessprachen, allerdings unterscheiden diese sich hauptsächlich in der Lexik, während Grammatik und Syntax zumeist gleich bleiben. (vgl. Kichler 2002:11f) Um Gehörlosen bzw. Hörbeeinträchtigten ihre Rechte als StaatsbürgerInnen nicht zu unterschlagen, ist das professionelle Gebärdensprachdolmetschen zu einer wichtigen Tätigkeit zur Unterstützung dieser Mitmenschen geworden.

2.2.3.1.2 *Schriftdolmetschen.*

Eine weitere Form der Translation, die speziell für hörbeeinträchtigte Menschen entwickelt wurde, ist das Schriftdolmetschen. Dabei geht es darum, Lautsprache in Schriftsprache zu übertragen. Wenn nötig, werden Inhalte gekürzt, jedoch wird darauf geachtet, dass alle relevanten Informationen simultan auf Papier (bzw. Laptop) gebracht werden. Maija Tanhuamäki definiert das Schriftdolmetschen in ihrer Masterarbeit folgendermaßen: „Beim Schriftdolmetschen wird Gesprochenes in Geschriebenes umgesetzt [...]. Der Text wird über Computermonitor oder Leinwand simultan zum Gesprochenen für die Rezipienten sichtbar gemacht.“ (Tanhuamäki 2008:1, zit. in Tirinnanzi 2016:137) Im Unterschied zum Gebärdensprachdolmetschen ist die Zielgruppe beim Schriftdolmetschen allerdings eine etwas andere, da hierzu sowohl Menschen zählen, die zu einem späteren Zeitpunkt ertaubt sind und demnach selbst in Lautsprache kommunizieren können bzw. unter einem Gehörsturz oder einer Hörschädigung leiden und aus diesem Grund die Gebärdensprache nicht als ihre Muttersprache bezeichnen. Das Schriftdolmetschen wird also für eine andere Zielgruppe durchgeführt und der Beruf des Schnellschreibers ist auch österreichweit anerkannt und verlangt eine Zertifizierung. Die einzelnen SchriftdolmetscherInnen müssen für sich selbst entscheiden, welche Arbeitsmethoden für sie am besten geeignet sind. Zum einen können sie mit computergestützter Maschinenstenografie arbeiten und sich eigene Kürzel erarbeiten, um nicht alle Wörter immer vollständig ausschreiben zu müssen. Zum anderen können sie sich auch einer Spracherkennungssoftware bedienen, die sie auf die eigene Stimme antrainieren müssen und daraufhin davon profitieren können, dass sie kaum tippen, sondern fast nur das Gesagte (in gekürzter Form) neu für den Computer einsprechen müssen. (vgl. Tirinnanzi 2016:145) SchriftdolmetscherInnen erfüllen, wie alle anderen DolmetscherInnen auch, gewissenhaft ihre Pflicht als

Kommunikationsbrücke und tragen durch ihre Tätigkeit aktiv zur Inklusion und Teilhabe von hörbeeinträchtigten Personen bei. (vgl. „WKO:2017) Beim Schriftdolmetschen handelt es sich um eine „in den letzten Jahrzehnten entstandene multidimensionale Translationsform“ (Tirinnanzi 2016:135), zu der es noch wenig Forschung gibt. Multidimensional deswegen, weil sich das Medium, in dem eine Botschaft verfasst wurde, im Verlauf der Translationstätigkeit ändert. Das Schriftdolmetschen an sich kann nicht eindeutig dem Dolmetschen oder dem Übersetzen zugeordnet werden, da ein mündlich vorgetragener Text in eine geschriebene Sprache gebracht wird und sich dabei auch das Zeichensystem ändert, was das Schriftdolmetschen zu einer multimedialen Translationsform macht. (vgl. Tirinnanzi 2016:137) Eine Besonderheit des Schriftdolmetschens ist es, dass es nicht die fehlenden (Fremd-)Sprachenkenntnisse einer der Parteien wettmachen soll, vielmehr stellt es innerhalb einer Sprache die notwendigen Informationen schriftlich dar, ohne dabei auf kulturelle Besonderheiten und Unterschiede eingehen zu müssen. Außerdem wird das Schriftdolmetschen immer nur in eine Richtung durchgeführt, da die Zielgruppe ohnehin in der Lage ist, in Lautsprache zu kommunizieren. Dabei kommt es nicht darauf an, ob es sich um einen Vortrag (Monolog) oder eine Gesprächsrunde (Dialoge) handelt. (vgl. Tirinnanzi 2016:139)

2.2.3.1.3 *Untertitelung und Respeaking.*

Auch das Untertiteln (diese Arbeit beleuchtet und beschreibt vor allem das intralinguale Untertiteln) wird als eine Form der Translation angesehen, die ihren Beitrag zu Barrierefreiheit leistet. Es handelt sich um ein Mittel, das vor allem Filme und Fernsehen für hörgeschädigte Personen erreichbar macht und ihnen somit die Möglichkeit schafft, daran teilzuhaben. Da oft der Irrglaube herrscht, Filme seien hauptsächlich visuell geprägt, wird unterschätzt, welche tragende Rolle Musik, Toneffekte und natürlich die Sprache in den Filmen spielen. Das Bild allein ohne Ton wirkt unzureichend, zumal es ausgesprochen unnatürlich für hörende Menschen ist, einen Film ohne jegliche Geräuschkulisse zu sehen. Bei hörgeschädigten Personen ist demnach der Sehsinn übermäßig gut ausgebildet und ermöglicht ihnen zum Teil das Kompensieren ihrer Hörschwäche, etwa durch Lippenlesen. Allerdings muss der akustische Teil des Films durch andere Kanäle ersetzt werden, um sicherzustellen, dass auch hörgeschädigte Menschen die akustischen Informationen bekommen, die notwendig sind, um einem Film zur Gänze folgen zu können. Da jedoch weder durch Gebärdensprachdolmetschung noch durch Untertitelung je alle Geräusche verschriftlicht werden können, wird versucht, zumindest jene zu übertragen, die für das Verstehen einer Sendung/eines Films unumgänglich sind. (vgl. Hezel 2009:150f) Die Adressatengruppe einer intralingualen Untertitelung ist sehr heterogen, zumal, abgesehen von der bereits in sich heterogenen Gruppe der Hörgeschädigten, auch Deutschlernende, AnalphabetInnen, bzw. Menschen, die einen Film in Originalsprache sehen möchten, zu den potentiellen

RezipientInnen einer Untertitelung zählen. Diese sind zwar nicht als primäre AdressatInnen anzusehen, dennoch darf man auch diese Anzahl an Menschen nicht unterschätzen, da auch sie die Untertitel nutzen. Oftmals ist es eine schwierige Aufgabe, so wörtlich wie möglich zu texten und dennoch darauf Acht zu geben, dass die Regeln der Grammatik eingehalten werden. Auch die Lesekompetenz der AdressatInnen, die naturgemäß je nach Leseerfahrung von Person zu Person unterschiedlich hoch ist, muss beim Untertiteln berücksichtigt werden. (vgl. Hezel 2009:154ff)

Beim Untertiteln für Hörgeschädigte wird unterschieden zwischen dem Live-Untertiteln und dem normalen Untertiteln, wie es etwa für Filme konzipiert wird. Die Live-Untertitelung wird vor allem bei Nachrichtensendungen angewandt, da diese oft so aktuell sind, dass kaum Zeit für Vorbereitungsarbeiten bleibt. Beim Live-Untertiteln wird eine spezielle Spracherkennungssoftware verwendet, die auf die Stimme und Atmung der jeweiligen RedakteurInnen getrimmt ist und der die RedakteurInnen die aktuellen Nachrichten (tlw. zusammengefasst) lautsprachlich wiedergeben, ehe die Software sie in geschriebene Sprache übersetzt. Diese spracherkennungsbasierte Form der Live-Untertitelung wird auch *Respeaking* genannt. Die Synchronie von Bild und Text ist bei der Untertitelung neben der Schnelligkeit und Exaktheit des Textes ein wichtiges Qualitätsmerkmal. Das Respeaking ist vor allem für jene Fernsehformate vorgesehen, die live übertragen werden und dadurch keine oder nur sehr kurze Vorarbeitszeit erlauben. Man bedient sich dafür einer Spracherkennungssoftware, die man zuerst auf seine eigene Stimme antrainieren muss, damit sie daraufhin auch möglichst fehlerfreien Output liefert. RespeakerInnen müssen, ebenso wie SimultandolmetscherInnen ihre Aufmerksamkeit behutsam zwischen Sprechen und Hören aufteilen, so dass sie ihre Aufgabe zur Zufriedenheit aller erledigen können. (vgl. Walter 2012:14ff)

Normale Untertitel jedoch können mit viel Vorlaufzeit in Ruhe auch noch einmal überarbeitet werden, ehe sie zum Beispiel für einen Film freigeschaltet werden. (vgl. Hezel 2009:158f) Auch die Untertitelung zählt unter diesen Umständen also zu den multidimensionalen und multimedialen Formen von Translation, bei der die ÜbersetzerInnen vor einer großen Herausforderung stehen, da unterschiedliche Sprachkanäle beachtet werden müssen. (vgl. Taniş Polat 2013:54ff)

2.2.3.2 Visuelle Barrieren.

Neben den auditiven Barrieren gibt es auch noch visuelle Barrieren, mit denen viele Menschen täglich zu kämpfen haben. Darunter fallen Menschen, die an einer Sehbeeinträchtigung leiden, im Laufe ihres Lebens erblindet sind oder bereits blind zur Welt gekommen sind. Die beiden wichtigsten Möglichkeiten, die der Translation zur Verfügung stehen, um diese Menschen dabei zu unterstützen, so gut es geht am ganz normalen Lebensalltag teilzunehmen, werden in diesem Unterkapitel kurz erläutert.

2.2.3.2.1 *Audiodeskription & Audioeinführung.*

Die Audiodeskription ist ein Verfahren, mithilfe dessen es Blinden und Sehbeeinträchtigten ermöglicht wird, visuelle Medien zu konsumieren. Es werden visuelle Zeichen in gesprochene Sprache übersetzt, wodurch auch diese Form der Translation zum Bereich der multidimensionalen Translation zählt. Diese Methode wird hauptsächlich bei Filmen angewandt, in letzter Zeit ist es allerdings auch teilweise bei Unterhaltungssendungen bzw. Sportsendungen (z.B. Skirennen im ORF) möglich, dass sie im Zweikanalton audiokommentiert werden. Audiodeskriptionstexte müssen sehr ausführlich ausfallen, um den AdressatInnen die Möglichkeit zu geben, auch tatsächlich möglichst viele visuell dargebotene Informationen zu erhalten, dürfen aber gleichzeitig das vorgegebene Zeitlimit nicht überschreiten. (vgl. Taniş Polat 2013: 56f)

Die Absicht der Audiodeskription besteht darin, den blinden und sehbehinderten Zuschauern den Film so zu vermitteln wie er sich auch den Sehenden darbietet. Das bedeutet, dass keine Informationen, die der Sehende nicht auch hat, dem Nicht-Sehenden vorweg mitgeteilt werden. Auch wenn an Stellen, wo ausreichend Platz für eine Vorinformation wäre, die Versuchung manchmal groß ist, müssen die Filmbeschreiber warten bis die Information durch den Film gegeben wird und dann den Platz nutzen, der ihnen zur Verfügung steht. Damit ist ein Messer zunächst nur ein Messer und wird erst dann zur Mordwaffe, wenn es der sehende Zuschauer auch erfährt. (Nicolai 2002:67, zit. in Taniş Polat 2013:61)

Aus Verständlichkeitsgründen sollte außerdem nie mehr als eine Information pro Satz wiedergegeben werden, wobei Aussagen über Handlung, Personen, etc. Vorrang gegeben wird gegenüber den Aussagen über Farben und Nebenhandlungen. (vgl. Taniş Polat 2013:61) Eine Grundregel der Audiodeskription ist außerdem, dass diese den zu beschreibenden Film so wenig wie möglich beeinträchtigen soll und nur in Dialogpausen zum Einsatz kommt. In der Praxis ist dies allerdings oft nicht umsetzbar. Grundfragen, die im Rahmen einer Audiodeskription beantwortet werden sollten, sind etwa „Wo findet das Geschehen statt?“, „Wer ist anwesend?“ und „Welche Handlung passiert?“ (vgl. Benecke 2014:16f) Darüber hinaus, sollte der Platz es zulassen, können Zusatzinformationen über Aussehen, Farben und Geräusche gegeben werden. Es muss darauf geachtet werden, dass nicht zu vieles der Handlung weggelassen bzw. zusammengefasst wird, Informationen vorweggenommen bzw. Ereignisse seitens der BeschreiberInnen interpretiert wiedergegeben werden. (vgl. Benecke 2014:19)

Ein neues Konzept im Bezug auf die Audiodeskription ist außerdem noch die sogenannte *Audioeinführung*. Da für einige Hintergrundinformationen (zum Beispiel welcher Schauspieler welche Rolle spielt, etc.) während des Films keine Zeit zur Erklärung zur Verfügung steht, gibt es für solche Fälle eine Audioeinführung, die sich sehbeeinträchtigte Personen zum besseren Verständnis eines Films im Voraus anhören können. Natürlich erscheint es sinnvoll, wenn die Audioeinführung und die Audiodeskription eines Films von derselben Person konzipiert werden, da so gewährleistet

werden kann, dass Informationen kaum oder selten doppelt eingebracht werden, während andere fehlen. (vgl. Benecke 2014:21)

2.3 Fachsprachenvarietäten.

Eine weitere Form der intralingualen Übersetzung ist jene der Dialektübersetzung. In diesem Zusammenhang werden die wichtigsten Begriffe Idiolekt, Soziolekt und Register näher erläutert, um das Kapitel zu den verschiedenen Formen der intralingualen Übersetzung abzurunden. Es ist dies bereits an sich ein sehr umfangreiches Thema, das hier der Vollständigkeit halber angeführt, aber nicht bis in letzte Detail besprochen wird.⁴

2.3.1 Formen von Sprachvarietäten.

2.3.1.1 *Dialekt.*

Heinrich Löffler (2003) hat sich ausführlich mit dem Dialektkonzept auseinandergesetzt und eingangs auch festgestellt, dass eine Definition des Gegenstandes eines der Hauptprobleme der Forschung überhaupt sei. Er ist jedoch der Ansicht, dass Dialekt zumeist in einer komplementären Beziehung zur übergeordneten Standard- bzw. Hochsprache steht und sich in verschiedenen Kriterien davon unterscheidet. Das naheliegendste Kriterium ist das linguistische. Im Dialekt kann es nämlich durchaus vorkommen, dass ganze grammatische Kategorien (zum Beispiel das Präteritum) wegfallen und der Wortschatz reduziert wird. Auch die oft fehlende Hypotaxe wird durch mehrere kurze und strukturell einfachere Sätze im Dialekt ersetzt. Ein weiterer wichtiger Unterschied im Vergleich zur Standardsprache ist der Verwendungsbereich. Während die Standardsprache prinzipiell alle Bereiche abdecken kann und dies teilweise auch tut, gibt es für den Dialekt Grenzen. Hauptsächlich wird der Dialekt im familiären Umfeld und in regionalen Bereichen mündlich verwendet. Da diese Bereiche aber auch von der Standardsprache abgedeckt werden können, sind diese Verwendungsweisen keine konstituierenden Merkmale des Dialekts. Löffler (2003:5f) führt als nächstes Kriterium die SprachbenutzerInnen an und macht eine Unterscheidung nach Bildungsniveau, indem er den Dialekt der „Unterschicht“ zuweist, während die Standardsprache die Sprache der Mittel- und Oberschicht ist. Diese Ansicht wird allerdings in dieser Arbeit aufgrund von gegenteiligen Erfahrungen nicht geteilt. Auch auf Grundlage der Entstehung unterscheidet Löffler (2003:6f) den Dialekt von der Hochsprache, zumal letztere als aufgewertete Form eines Dialekts gilt. Die letzten beiden Kriterien hängen stark zusammen, da es sich einerseits um die räumliche Erstreckung handelt, die beim

⁴ für weiterführende Informationen siehe Gregory/Carroll (1978)

Dialekt bei weitem nicht so groß ausfällt wie bei der Standardsprache, und andererseits um die kommunikative Reichweite. Diese ist beim Dialekt etwas beschränkt, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass fremde Menschen den Dialekt eines fremden Dorfes verstehen können. Umgekehrt kann man seine kommunikative Reichweite natürlich vergrößern, indem man sich vom Dialekt wegbewegt in Richtung Standardsprache. (vgl. Löffler 2003:7)

Catford (1965:85) hingegen definiert Dialekt einfach nur als Sprachvarietät, die entweder mit der Herkunft oder mit der geographischen, zeitlichen oder sozialen Zugehörigkeit der SprecherInnen in Zusammenhang steht. Man muss allerdings davon ausgehen, dass SprecherInnen immer mehrere Sprachvarietäten beherrschen und sich nicht auf eine einzelne Form reduzieren lassen. Zumeist sind sie in der Lage, sowohl Dialekt als auch Standardsprache zu sprechen und je nach Wahl seiner/ihrer Varietät identifiziert er/sie sich auch mit deren Denkweisen, etc. (Cimer/Babić Sesar 2017:169). Es muss allerdings auch festgehalten werden, dass die Grenzen der Dialekte nicht automatisch geographischer Natur sein müssen bzw. nicht scharf gezogen werden müssen. Vielmehr verlaufen die Dialektgrenzen fließend zwischen unterschiedlichen Gebieten, in denen Lautverschiebungen vorkommen und sogar eigene, speziell diese Region kennzeichnende Begriffe entstehen können. Dialekte verschaffen, laut Hauptmann (2013:22), ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den einzelnen SprecherInnen und sind ein wesentlicher Bestandteil der kulturellen Identität eines Individuums.

2.3.1.2 Idiolekt.

Als Idiolekt wird jene Form der sprachlichen Varietät bezeichnet, die die einzelnen SprecherInnen individuell charakterisiert und auszeichnet. Er hängt stark mit der persönlichen Identität und den Erfahrungen zusammen, die man als Individuum im sprachlichen Bereich gesammelt hat. Catford (1965:85) drückt dies folgendermaßen aus: „*Idiolect*: language variety related to the personal identity of the performer.“ Allgemein gesprochen bezeichnet „Idiolekt“ also die Sprache eines Individuums.

Each idiolect exists only in the brain of the speaker who uses it. No two idiolects are ever exactly alike. Communication takes place because the idiolects of the members of a speech-community are normally very, very closely similar, though not identical. (Hall 1985:353)

Allerdings muss auch beachtet werden, dass ein Idiolekt ein sich veränderndes Konzept darstellt, zumal er sich mit der Person weiterentwickelt und an die Lebensgewohnheiten und Denkweisen des Individuums anpasst. Man kann Idiolekte demnach entweder mittels Querschnittstudie synchron untersuchen oder man beschreibt die Veränderung des Idiolekts im Laufe des Lebens einer Person anhand einer Längsschnittstudie diachron (vgl. Blum 2013:37). Blum (2013:285) schlägt außerdem vor, eine Sichtweise auf den Idiolekt anzuwenden, bei der das Individuumsspezifische und das

Nicht-Individuumsspezifische gemeinsam als Charakteristika für den Idiolekt gelten, der einfach die „Gesamtheit der funktionellen Sprachen eines Individuums“ repräsentiert. Ein Idiolekt setzt sich also aus unterschiedlichen sprachlichen Varietäten zusammen und kommt etwa in Bereichen wie Lexik, Ausdrucksweise (Stil) und Aussprache zum Vorschein.

Der eine benützt ständig witzelnde Umschreibungen, der andere drückt sich stets lakonisch aus oder feinfühlig oder spricht mit brutaler Offenheit, manche verwenden häufig etablierte Fremdwörter oder Anglizismen, andere viele Sprichwörter, manche zitieren oft (um damit z.B. Bildung anzuzeigen), es gibt Menschen, die stets laut oder leise sprechen, schnell oder langsam, vorsichtig oder forsch, manche erzählen weitschweifig, andere konzis, manche achten auf ästhetische Wortwahl usw. (Fischer 1997:2-7)

Fischer (1997:8) fügt außerdem in einer Fußnote noch hinzu, wie wichtig auch die Intonation für das Verständnis und die Interpretation des Gesagten ist, kann doch mit ein und derselben Aussage durch Intonation der Inhalt der Aussage sogar ins Gegenteil umgekehrt werden.

2.3.1.3 Soziolekt.

Unter dem Begriff Soziolekt versteht man jene Art zu sprechen, die typisch für einen bestimmten sozialen Kontext und diesem auch unverwechselbar zuzuordnen ist. Dabei kann sowohl das Geschlecht der SprecherInnen als auch das Alter oder die Berufsgruppe ausschlaggebend dafür sein, welches Soziolekts sich ein Individuum in einer bestimmten Situation bedient. Laut Fischer (1997:6) verwenden Menschen mit höherer Schulbildung auch häufiger die Standardsprache, um sich von den anderen Gesellschaftsschichten teilweise bewusst abzugrenzen. Sie sprechen in komplizierteren Satzkonstruktionen und verwenden eine komplexere Lexik um sich auszudrücken. Der Soziolekt wird also als „gruppen- und schichtspezifische Varietät“ (Dittmar 1997:189) angesehen, der häufig seinen Ursprung im Berufsleben der SprecherInnen hat. Als Kennzeichen des Soziolekts ist anzuführen, dass „der Anteil an Fachvokabular besonders hoch oder niedrig sein kann“ (Hauptmann 2013:23). Ein Soziolekt kann unter KollegInnen also die Kommunikation erleichtern und ein Zusammengehörigkeitsgefühl schaffen.

2.3.2 Übersetzung von Sprachvarietäten.

Die Translation von Dialekttexten in Standardsprache stellt TranslatorInnen vor eine große Herausforderung, zu deren Bewältigung sie auf die Hilfe von Sprach- und Fachkundigen angewiesen sind, um alle wichtigen Aspekte miteinbeziehen und ein zufriedenstellendes Produkt herstellen zu können. Laut Maurer-Lausegger (2004:35f) ist dies vor allem im Bereich der audiovisuellen Dialektdokumentationen der Fall, die sich mit historischen Ereignissen befassen bzw. Vokabular aufgreifen, das in dieser Form so heute nicht mehr verwendet wird. Neben den kulturellen Besonderheiten gilt es also

auch darauf zu achten, ob der besprochene Sachverhalt im lexikalischen Kontext der Zielsprache vertreten ist bzw. ob Textstellen in dieser Form überhaupt lösbar sind. Bei einer intralingualen Übersetzung von Dialekt in Standardsprache muss außerdem auf die sprachstrukturellen Unterschiede Acht gegeben werden, was im Projekt von Herta Maurer-Lausegger (2004:36ff) im Rahmen einer Filmsynchronisation zu erkennen ist. Beim Film muss, zusätzlich zu den inhaltlichen Vorgaben, auch noch auf Sprechtempo, Länge der Bildsequenzen, Pausen, etc. geachtet werden.

2.3.3 Zusammenfassung.

Nach einer Begriffsdefinition des Wortes „Barrierefreiheit“ stellt dieses Unterkapitel die verschiedenen Möglichkeiten vor, mit denen Translation einen Beitrag zu Barrierefreiheit leisten kann. Eingangs wird das Konzept der Leichten Sprache kurz vorgestellt, da diesem Thema im folgenden Kapitel ohnehin noch viel Raum gegeben wird. Auch die Fachsprache und deren Übersetzung ist im Bereich der intralingualen barrierefreien Kommunikation ein Thema, da vor allem im Bezug auf die ExpertInnen-LaiInnen-Kommunikation alle Menschen davon profitieren können. Die Deutlichkeit, wie sie einer Fachsprache vorausgesetzt wird, ist allgemein ein wichtiges Merkmal von Translation und wird hier noch einmal unterstrichen. Darauf folgend werden die unterschiedlichen Formen von Barrieren und die damit zusammenhängenden Möglichkeiten aufgezeigt, die der Translation zur Verfügung stehen, um diese Barrieren zu überwinden. Sowohl zur Überwindung von auditiven als auch visuellen Barrieren können TranslatorInnen ihren Beitrag leisten, da es im Rahmen von Gebärdensprachdolmetschen, Schriftdolmetschen, Respeaking etc. Möglichkeiten gibt, beeinträchtigten Menschen die Teilhabe am öffentlichen Leben zu ermöglichen bzw. zu erleichtern. Abgerundet wird dieses Kapitel mit einem Teil zur Dialektübersetzung, da auch diese Form der Translation zur intralingualen Übersetzung zählt, sofern sie innerhalb einer Sprache durchgeführt wird. Es stellt sich heraus, dass dieser Bereich ein sehr komplexer ist und man bei der Übersetzung von Dialekten in Standardsprache teilweise sogar auf externe Fachleute angewiesen ist, um eine Übersetzung bestmöglich abliefern zu können.

Festgehalten werden kann also, dass es eine große Bandbreite an Feldern gibt, in der intralinguale Übersetzung zur Anwendung kommt und es auf jeden Fall angebracht ist, in diesem Bereich weiterhin Forschung zu betreiben. Vor allem in Bezug auf eine anzustrebende barrierefreie Kommunikation ist es unabdinglich, sich mit intralingualer Übersetzung auseinanderzusetzen und diese als vollwertige Form der Translation in die Wissenschaft aufzunehmen.

3 Standardsprache – Einfache Sprache – Leichte Sprache.

„Der Schlüssel zum Lesenlernen
ist Spaß am Lesen.“
(Ralf Beekfeldt)

Im folgenden Kapitel wird jener Teil der barrierefreien Kommunikation näher betrachtet, der für die im Rahmen dieser Masterarbeit durchgeführten Analyse von größter Bedeutung ist: die Formen der vereinfachten Sprache. Dieses Konzept wurde vor allem für Menschen entwickelt, die, in welcher Form auch immer, mit Leseinschränkungen zu kämpfen haben und denen aus diesem Grund der Zugang zu Standardsprache bzw. gehobenerer Schriftsprache verwehrt bleibt. Um diesen Menschen allerdings auch die Möglichkeit zu verschaffen, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben, wurden Texte in einfacher und Leichter Sprache entwickelt. Das vorliegende Kapitel soll eine Einführung in das Thema bringen, konkrete Unterschiede zwischen einer Standardsprache und einer einfachen bzw. Leichten Sprache aufzeigen und auch einen Blick auf deren Übersetzung werfen. Ein kurzer Exkurs zum Thema Verständlichkeit rundet das Kapitel ab.

3.1 Richtlinien – Normen – Kriterien.

Bereits lange bevor Sprache erfunden wurde, wurde bereits durch Lachen, Anstupsen und Körpersprache im Allgemeinen kommuniziert, weiß Andreas Baumert in seinem YouTube-Video (URL: YouTube 2017), in dem er über sein Buch *Leichte Sprache – Einfache Sprache* (2016) spricht. Demnach ist es nicht allein die Sprache, die uns Menschen Kommunikation ermöglicht. Sie ist allerdings das Kommunikationsmittel, dessen wir uns am meisten bedienen. Um mit unterschiedlichen Menschen unterschiedlichsten kulturellen und sozialen Kontexts (selbst innerhalb einer Sprache) optimal kommunizieren zu können, muss gewährleistet sein, dass alle am Gespräch Beteiligten auch dessen Inhalte verstehen können. Alle GesprächsteilnehmerInnen sollen befähigt sein, ihre Meinung dazu kundzutun bzw. ihren Beitrag zu leisten. Im Folgenden wird aufgezeigt, welche Möglichkeiten es gibt, auch Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, nicht in der Lage sind, standardsprachlichen Texten und Gesprächen zu folgen, in die Kommunikation miteinzuschließen. Dafür wurden im Laufe der Zeit vereinfachte Formen der deutschen Sprache entwickelt, die diesen Menschen eine Teilhabe verschaffen sollen. LeserInnen, für die ein standardsprachlicher Text nämlich bisweilen zu schwierig zu verstehen war, gaben laut Grotlückschen/Riekmann (2011:2) auch an, „das Leben und Schreiben häufig“ zu vermeiden. Da dieses Vorgehen allerdings nicht zielführend ist, müssen Texte so gestaltet werden,

dass sie in ihrer Komplexität den Lesefähigkeiten der Gesellschaft angepasst werden. Es wird hier also auf unterschiedliche Konzepte eingegangen, die AdressatInnenenschaft der verschiedenen Texte genauer erläutert und die speziellen Kriterien, auf deren Basis sich eine einfache oder Leichte Sprache aufbaut, erklärt.

3.1.1 Standardsprache.

Das Deutsche ist eine sehr vielfältige Sprache, die, bereits wegen ihres großen Einzugsgebietes aus den unterschiedlichsten Dialekten, Schreibkonventionen, Registern, etc. besteht. Aus diesem Grund ist es durchaus nötig, sich auf einen gemeinsamen Standard zu einigen, der über all den regionalen Unterschieden steht. „Der Standard des Deutschen ist demnach eine unter vielen anderen Varietäten des Deutschen“ (Hagemann/Klein/Staffeldt 2013:1).

Bei der Standardvarietät handelt es sich dann um die Gesamtheit sprachlicher Erscheinungen, die in bestimmten (und festzulegenden) Kommunikationssituationen, in bestimmten Texten anzutreffen sind, die zu bestimmten Anlässen, von bestimmten SprecherInnen, aus bestimmten Gründen, zu bestimmten Zwecken usw. produziert werden (wobei die Kommata als ‚oder/und‘ zu verstehen sind). Natürlich sind die Übergänge zwischen Standard und Nicht-Standard dabei immer als graduell anzusehen, sodass sich jeweils Kontinua ergeben, etwa das Standard-Dialekt-Kontinuum, wobei der Übergangsbereich meist als Umgangssprache gefasst wird. (Hagemann/Klein/Staffeldt 2013:2f)

Eine Standardsprache wird in der Literatur (vgl. Ammon 1995, Barbour/Stevenson 1998) als Norm dargestellt, derer sich öffentliche Institutionen bedienen, um mit der Gesellschaft zu kommunizieren. Eine Standardsprache gilt prinzipiell für die gesamte Nation und ist im Unterschied zu Nonstandardvarietäten allgemein gültig. Sie ist die Unterrichtssprache in allgemeinbildenden Schulen, zumal diese die SchülerInnen auf die Sprache der öffentlichen Institutionen vorbereiten sollen. Die Standardvarietät ist in der Regel „kodifiziert“ (Ammon 1995:3⁵), was bedeutet, dass die verwendeten Formen schriftlich in Grammatik- und Wörterbüchern festgehalten sind, die bei aufkommenden Zweifeln konsultiert werden können. Auch die Aussprache und Schreibweise der Standardsprache ist genormt und kann unter anderem im Duden (z.B. www.duden.de) eingesehen werden. Bei einer Standardsprache handelt es sich laut Barbour/Stevenson (1998) außerdem zusätzlich um jene Sprache, die Deutschlernenden aufgrund ihrer allgemeinen Gültigkeit beigebracht wird. Neben der Bezeichnung „Standardsprache“ gibt es in der Literatur noch weitere Formen, wie etwa „Hochsprache, **Schriftsprache**, Literatursprache, Einheitssprache“ (Barbour/Stevenson 1998:145, Hervorhebung im Original).

Um die Standardvarietät des Deutschen umfassend beschreiben zu können, ist es überdies unumgänglich, nicht nur lexikalische und lautliche Komponenten in die

⁵ vgl. Ammon 1995:74

Untersuchungen miteinzubeziehen, sondern auch auf morphologische und syntaktische Phänomene zu achten. Hagemann/Klein/Staffeldt (2013:3) stellen im Rahmen ihrer Forschungen außerdem fest, dass in der Diskussion um einen pragmatischen Standard auch innerhalb der ForscherInnen nicht genau definiert ist, was ein solcher Standard überhaupt bedeutet. Zum einen wird er als „Standard des Gesprochenen“ im Unterschied zum Standard des Geschriebenen gesehen. Diese Unterscheidung fußt darauf, dass im Gesprochenen der Kontext eine essentiellere Rolle spielt und auch mehr Variation möglich ist als im Schriftlichen. Auf der anderen Seite gibt es die Ansicht, dass pragmatisch als Gegenpol zu phonetisch/phonologisch, morphologisch etc. gesehen wird. Ein pragmatischer Standard ist in diesem Fall also als „der auf der Ebene sprachlichen Handelns und Verhaltens zu beschreibende Standard“ zu sehen.

Wolf Peter Klein definiert die deutsche Standardsprache (2013:29) als „Varietät, die für die überregionale Kommunikation genutzt wird und die einen stilistisch neutralen, schriftsprachennahen, distanz-orientierten Charakter besitzt und überdies kodifiziert ist“. Die Standardsprache dient also zur Beschreibung der deutschen Sprache im Allgemeinen und stellt eine Varietät unter vielen dar. Wie man nun erkennen kann, was standardsprachlich ist und was nicht, lässt sich rein auf Basis des Gebrauchs feststellen.

Die Ansicht, dass der Standardsprache eine besondere Bedeutung beigemessen werden sollte, da sie Bildungssprache, Maßstab und wichtigste Varietät des Deutschen sei, ist nicht nur unter linguistischen Laien weit verbreitet. Lutz Götze (2001:131-132, zit. in Maitz/Elspaß 2013:35) etwa vertritt die Meinung, dass „die Standardsprache in ihrer gesprochenen und geschriebenen Variante verbindlich für alle Teilnehmer der Sprachgemeinschaft ist.“ Allerdings gilt es zu beachten, dass die Entwicklungen der Sprache bezüglich Standardisierung und Normierung nicht auf natürlich Art und Weise geschehen, sondern „das Produkt allgemeiner gesellschaftlicher Prozesse“ (Maitz/Elspaß 2013:37) sind und demnach alle SprecherInnen dazu beitragen, in welche Richtung sich eine Sprache verändert. Der Gebrauch einer Sprache macht sie also zu dem, was sie ist und auch eine Standardsprache lässt sich nur als flexibles System definieren, das eine bestimmte Form der Variation zulässt. (vgl. Maitz/Elspaß 2013:45f)

3.1.2 Einfache Sprache.

Viele LeserInnen, die allgemeinsprachliche Texte in Standardsprache nicht verstehen können, brauchen eine vereinfachte Form der Standardsprache, wie es die Einfache Sprache sein könnte. Allerdings gibt es laut Bredel/Maaß (2016:186) noch keine allgemeinen Richtlinien für Texte in Einfacher Sprache und dementsprechend individuell können solche Texte aussehen. Außerdem kann es vorkommen, dass es den AuftraggeberInnen gar nicht bewusst ist, dass es zwischen der mittlerweile bekannten und

verbreiteten Leichten Sprache und der Standardsprache auch noch ein Mittelding gibt, das für viele Menschen sehr attraktiv sein könnte. Es handelt sich bei der Einfachen Sprache nämlich um ein sehr flexibles System, das je nach Anforderungen und AdressatInnenschaft angepasst werden kann. Es ist ein „Variantenspektrum zwischen Leichter Sprache und Standardsprache“ (Bredel/Maaß 2016a:527). Susanne Wagner (2015, zit. in Bredel/Maaß 2016a:527) hat ein Konzept dafür erstellt, das besagt, dass im Bereich der Einfachen Sprache sprachliche Komponenten angepasst und verändert werden können, während inhaltlich keine Veränderungen vorgenommen werden dürfen und sollen. Daraus lässt sich schließen, dass es für diese Form der vereinfachten Kommunikation keine fixen Regeln geben kann. Bredel und Maaß (2016:187f) vergleichen den Aufbau der Einfachen Sprache und ihre Komplexität mit einem Schubladensystem, bei dem man unterschiedliche Kategorien hat und dabei ausgleichend auswählen muss. Entscheidet man sich etwa in der Kategorie Wortschatz dafür, auch komplexere Termini in Texte einzubauen, so muss man auf der anderen Seite (zum Beispiel beim Satzbau) ganz besonders darauf achten, es einfach zu halten. Allerdings muss dafür erst einmal festgehalten werden, welche Parameter über Einfachheit und Komplexität entscheiden bzw. in welchem Verhältnis die unterschiedlichen sprachlichen Mittel zueinander stehen, das heißt, wann welche Mittel verstärkt eingesetzt werden sollten. Dafür ist es hilfreich, sich die Situation anzusehen, in der der Text verwendet werden soll. Ist es dabei wichtig, das Fachvokabular zu übermitteln, muss man den Wortschatz möglichst unverändert lassen, gleichzeitig allerdings darauf achten, dass in anderen Kategorien die Schwierigkeitsgrenze weiter unten liegt, um das Zielpublikum nicht zu überfordern. Die Menschen sollen sich dann auf das Verstehen des Wortschatzes konzentrieren können, ohne auch noch mit komplexen Satzstrukturen kämpfen zu müssen. Ein „zweite Orientierung“ (Bredel/Maaß 2016:188) bezieht sich auf die unterschiedlichen Dimensionen eines Textes, in denen man Verbesserungen erreichen kann. Auf der Ebene der Ästhetik wird vor allem die Verwendung des Genitivs hervorgehoben, die eine erhebliche Aufwertung des Textes nach sich zieht, allerdings laut den Regeln der Leichten Sprache vermieden werden sollte. Ein weiterer Punkt ist die Verwendung von Pronomen der dritten Person zur Herstellung der Kohärenz innerhalb eines Textes. Diese sind schwieriger zu verstehen als konkrete Namen, verbessern allerdings die Lesbarkeit enorm. Auch die Verwendung des Konjunktives hat Auswirkung auf die Verständlichkeit bzw. die Länge eines Textes, da ein Text um einiges länger ausfällt, wenn diese grammatikalische Form nicht verwendet wird.

Auf welche Weise man nun feststellen kann, wie schwierig die unterschiedlichen Kategorien zu verstehen sind, ist eine komplexe Frage, für die es weiterer Forschung bedarf, sobald man etwas tiefer in die Thematik eindringen möchte. Dass einfache Hauptsätze leichter zu verstehen sind als Nominalkonstruktionen und in Sätze einge-

fügte Relativsätze, versteht sich allerdings von selbst. Jegliche Formen von Nebensätzen unterbrechen den Hauptsatz und erschweren dadurch unnötig das Verstehen. Auch die Verwendung von Pronomen erschwert, je nach Kollokation, das Verstehen eines Satzes bzw. Textes. Vor allem für LeserInnen mit Deutsch als Zweitsprache gilt es außerdem zu beachten, dass deutlich gemacht werden muss, welches grammatische Geschlecht das Bezugswort hat, um Unklarheiten zu vermeiden. Auch das ist ein weiterer Grund, Pronomen möglichst gezielt und dosiert einzusetzen. Verneinungen spielen eine weitere wichtige Rolle, da diese in vielfacher Form eingesetzt werden können. Für die einfache und Leichte Sprache bieten sich basale Formen wie „nicht“ oder „nein“ an, während „nie“, „nirgends“, „keineswegs“, „weder...noch“ auf der Schwierigkeitsskala bereits weiter oben angesiedelt sind und aus diesem Grund eher vermieden werden sollten bzw. zumindest behutsam damit umgegangen werden sollte und diese Formen bewusst gewählt werden sollten. (vgl. Bredel/Maaß 2016:190ff)

In Bezug auf die visuelle Aufbereitung der Einfachen Sprache gibt es keine konkreten Vorgaben, wie es sie etwa bei der Leichten Sprache gibt. Es wird allerdings empfohlen, auch hier eine gut leserliche Schriftgröße (zum Beispiel 14 Punkt) zu wählen, um bestmögliche Voraussetzungen für die Lesbarkeit zu schaffen. Texte in Einfacher Sprache sind in einem Fließtext gegliedert, der durch reichlich Absätze unterteilt wird. Als zusätzliche Erleichterung ist es möglich, Randglossen bzw. ein Vorwort/eine Zusammenfassung zu gestalten, um den LeserInnen optimale Voraussetzungen zu bieten. Sollten Bilder verwendet werden, so gilt es, diese nicht als Zierelemente anzusehen, sondern ausschließlich Bilder anzubringen, die auch einen Bezug zum nebenstehenden Text haben, um Verwirrungen vorzubeugen. Bilder sollten das Textverständnis erleichtern bzw. unterstützen und Inhalte verdeutlicht darstellen. Aber auch das ist abhängig von der AdressatInnenschaft und dem Zielpublikum, denn je komplexer ein Text gestaltet ist, desto weniger Bilder sollten dabei zum Einsatz kommen. (vgl. Bredel/Maaß 2016:195f)

Texte, die in Einfacher Sprache verfasst sind, können also sehr unterschiedlich aufgebaut sein, da es keine konkreten Vorgaben gibt und die Texte auch von niemandem korrektur- bzw. gegengelesen werden. (vgl. Felguth/Völz 2014:5) Die Einfache Sprache ist ein offenes System, in dem vieles erlaubt ist und das als Regeln fast ausschließlich Verbote hat. Es ist also festgehalten, was alles nicht erlaubt ist, darüber hinaus kann man sich jedoch seinen eigenen Weg suchen, um einen Text in Einfacher Sprache zu gestalten. Einfache Sprache wird außerdem hauptsächlich auf Sachtexte angewendet und es sollte darauf geachtet werden, dass öffentliche Institutionen so auftreten, dass auch alle KlientInnen sie verstehen können. GegnerInnen der Einfachen und Leichten Sprache sprechen von einer Simplifizierung des Deutschen, jedoch muss festgehalten werden, dass sich alle Menschen im privaten Umfeld so ausdrücken können, wie sie es für richtig halten. Im öffentlichen Raum ist es jedoch notwendig,

dass möglichst alle Personen verstehen, was von ihnen verlangt wird und warum es von ihnen verlangt wird (vgl. Baumert 2016:94f).

3.1.3 Leichte Sprache.

Eine weitere Form der vereinfachten Standardsprache ist die Leichte Sprache. Diese unterscheidet sich von der Einfachen Sprache dadurch, dass sie sehr umfangreiche und ausgefeilte Regeln hat, an die man sich beim Texten zu halten hat. In diesem Unterkapitel wird sowohl auf die AdressatInnen als auch auf die unterschiedlichen Kriterien eingegangen, die man dafür beachten muss und auch, wie man solche Texte in Leichter Sprache visuell aufbereitet, um sie möglichst allen Menschen zugänglich zu machen.

3.1.3.1 AdressatInnenschaft.

Im Buch *Ratgeber Leichte Sprache* von Ursula Bredel und Christiane Maaß (2016:29ff) werden primäre und sekundäre AdressatInnen der Leichten Sprache unterschieden. Dabei handelt es sich grundsätzlich um jene Personen, die aufgrund ihrer Leseeinschränkung auf Leichte Sprache angewiesen sind bzw. jene, die diese Texte zwar auch lesen, für die sie jedoch nicht konzipiert wurden. Natürlich werden Regeln und Vorschriften für die Umsetzung von Leichter Sprache an den primären AdressatInnen gemessen, auf die im folgenden Absatz näher eingegangen wird.

Eine Leseeinschränkung hängt oft mit einer Behinderung zusammen, weshalb die primären AdressatInnen von Leichter Sprache vor allem Personen mit einer geistigen Behinderung, Lernschwierigkeiten, Demenz etc. sind. Allerdings wird Leichte Sprache auch von funktionalen AnalphabetInnen bzw. Personen mit geringen Deutschkenntnissen dankbar angenommen, wobei letztere sie oft als „Durchgangssprache“ zum Standarddeutsch verwenden, da sie bereits einer anderen Muttersprache mächtig sind und es ihnen aus diesem Grund nicht völlig neu ist, Strategien für einen Spracherwerb zu finden und diese auch anzuwenden. Als funktionale AnalphabetInnen werden Personen bezeichnet, die trotz Schulbildung die Fähigkeit zu lesen nicht in einem ausreichenden Maß erworben haben, um aktiv „an der Schriftkultur teilzuhaben“ (Bredel/Maaß 2016:38).

Als sekundäre AdressatInnen werden jene Personen bezeichnet, für die die Texte zwar nicht primär konzipiert wurden, die aber trotzdem, in welcher Form und aus welchem Grund auch immer, damit in Berührung kommen. Dies kann etwa der Fall sein, wenn ein Textangebot nicht in Standardsprache vorliegt und deswegen auf die Leichte Sprache zurückgegriffen werden muss. Eigentlich dürfte dies zwar nicht der Fall sein, da Leichte Sprache ausschließlich als Zusatz zu Standardsprache-Texten gesehen und erstellt werden sollte, um die allgemeine Standardsprache nicht abzuflachen bzw. zu verdrängen, dennoch kann es möglich sein, dass man zuerst auf die

Version in Leichter Sprache stößt und sich damit zufriedenstellen lässt. Außerdem ist es möglich, dass sekundäre AdressatInnen auf Leichte Sprache zurückgreifen, um beim Verstehen von komplexen Sachverhalten Zeit zu sparen. Texte in Leichter Sprache sind so konzipiert, dass sie, auch aufgrund des Layouts, eine rasche Informationsentnahme ermöglichen. Es kann natürlich auch sein, dass selbst für LeserInnen mit einer soliden Schulbildung und keinerlei geistiger Einschränkungen Texte zu schwierig zu verstehen sind, da sie von ExpertInnen verfasst wurden, die in der Thematik viel besser verwurzelt sind als andere. In diesem Fall können Texte in Leichter Sprache auch für sekundäre AdressatInnen von Interesse sein, da sie weniger Vorwissen voraussetzen und Dinge langsamer und detaillierter erklären als Texte in Standardsprache. Menschen, die sich zur sekundären AdressatInnenschaft zählen, müssen allerdings damit rechnen, dass Texte in Leichter Sprache für sie zu einfach verfasst sind und etwas befremdlich wirken können, wenn man nicht mit den Regeln vertraut ist. Diese Texte sollten daher unter keinen Umständen ohne ihr ausgangssprachliches Original verwendet werden, bzw. ist auch eine einleitende Erklärung bzgl. der folgenden Leichten Sprache denkbar. (vgl. Bredel/Maaß 2016:40ff)

Die Zielgruppe von Texten in Leichter Sprache ist also sehr heterogen und dementsprechend komplex gestaltet sich ein Texten, das allen ZientextleserInnen gerecht wird. Laut Bredel/Maaß (2016a:141) gibt es keine Erkenntnisse über die Rezeptionsbedürfnisse der LeserInnenschaft, da keine gemeinsamen Vorerfahrungen im Bezug auf Sprache vorausgesetzt werden können und die RezipientInnen demnach unterschiedliche Erwartungen an die Texte mitbringen. Allerdings ist es aus diesen Gründen am sinnvollsten, möglichst einfache Texte zu generieren, um eine möglichst große LeserInnenschaft damit anzusprechen. Als Referenzgruppe sollten also jene Menschen dienen, die ein besonders eingeschränktes Sprachverständnis mitbringen. Sollten Texte in Leichter Sprache für RezipientInnen immer noch zu schwer zu verstehen sein, können sie immer noch von ExpertInnen an individuelle Bedürfnisse angepasst und mündlich noch genauer erläutert werden. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:180)

3.1.3.2 Kriterien für Leichte Sprache.

Zum einen wird im Zusammenhang mit Leichter Sprache immer davon gesprochen, dass möglichst leicht verständliche und keine Fach- und Fremdwörter verwendet werden sollen – aber wie werden einfache von schwierigen Wörtern eigentlich unterschieden? Anhand welcher Kriterien geschieht das? Muss man unbedingt alle Fremdwörter durch Umschreibungen ersetzen oder gibt es andere Möglichkeiten? Diesen und weiteren Fragen in Bezug auf die Satz- und Textkonstruktionen der Leichten Sprache wird im folgenden Kapitel Raum gegeben. Auch die optische Aufbereitung der einzelnen Wörter ebenso wie ganzer Texte ist Thema dieses Abschnitts.

3.1.3.2.1 **Wortebene.**

Ursula Bredel und Christiane Maaß (2016:74ff) haben in ihrem Werk *Ratgeber Leichte Sprache* anhand einiger konkreter Beispiele festgehalten, wie man schwierige Wörter von leichten unterscheiden kann. Sie tun dies anhand von Wortfeldern, in die sich eine Sprache gliedern lässt. Unter Wortfeldern versteht man Gruppen von verschiedenen Wörtern, deren Bedeutung allerdings ähnlich ist und die daher nicht alle gleichermaßen geeignet sind für die Leichte Sprache. Um die geeignetsten Wörter für Leichte Sprache herauszufinden, ist es sinnvoll, die „zentralen Vertreter“ eines Wortfeldes zu wählen.

Zentrale Vertreter eines Wortfeldes ...

- ... kommen häufiger als ihre Wortfeldnachbarn vor.
- ... bestehen aus wenigen Wortbausteinen.
- ... können viele ihrer Wortfeldnachbarn ohne Bedeutungsverfälschung vertreten.
- ... können in der mündlichen und in der schriftlichen Sprache genutzt werden.
- ... sind stilistisch neutral.
- ... bezeichnen nur ihren Gegenstand und diesen möglichst genau.
- ... haben keine oder kaum Nebenbedeutungen.
- ... sind keine Metaphern.
- ... gehören zum Kernwortschatz des Deutschen.
- ... werden früh gelernt.
- ... werden bei Sprachabbauprozessen (z. B. Demenzen) spät verlernt.

(Bredel/Maaß 2016:74)

Man kann sich also auf diese Aspekte beziehen, wenn man einen Text in Leichter Sprache verfasst und geeignete Wörter dafür sucht. Außerdem gibt es noch die Möglichkeit, allgemein festzustellen, wie häufig ein Wort in der deutschen Sprache vorkommt, indem man auf Duden online (www.duden.de) ein Wort sucht und im jeweiligen Beitrag anhand einer fünfstufigen Skala erkennen kann, wie geläufig dieses Wort ist. Abgesehen von der Häufigkeit werden aber auch noch andere Parameter in Betracht gezogen, anhand derer man ein Wort als „einfach“ bzw. „schwer“ verständlich einstufen kann:

- Wörter, die aus einer möglichst geringen Anzahl an Wortbausteinen zusammengestellt werden, sind besser verständlich als zusammengesetzte Wörter, die mit Präpositionen gespickt sind (Bsp.: sagen vs. aussprechen)
- Die meisten Wörter innerhalb eines Wortfeldes können durch vereinzelte Vertreter ihrer Gruppe ersetzt werden, jedoch kann dadurch natürlich nicht mehr gewährleistet werden, dass die Information exakt gleich übermittelt wird (Bsp.: sagen vs. flüstern)
- Es gibt Wörter, die unabhängig von schriftlicher und mündlicher Sprache gleich oft vorkommen und solche, die entweder nur schriftlich oder nur mündlich Verwendung finden. Auch dies gilt es bei der Wortwahl für Leichte Sprache – Texte zu beachten.

- Sollte ein Wort mehrere Bedeutungen annehmen können, gilt es, dies ebenso zu vermeiden. Es sollten eindeutige Wörter für die vorgegebene Situation ausgewählt werden.

(vgl. Bredel/Maaß 2016:75f)

Je mehr ein Wort mit all den vorangegangenen Kriterien übereinstimmt, desto früher wird es im Rahmen eines Sprachlernprozesses erlernt und desto länger bleibt es auch im Gehirn verankert. Wörter, die anhand dieser Merkmale ausgesucht werden, bieten sich also auch für Texte in Leichter Sprache an, da davon ausgegangen werden kann, dass das Verstehen durch die sorgfältig ausgewählten Wörter gelingen kann. Es gibt allerdings auch Wörter, die zwar aufgrund ihrer Grammatik bzw. ihrer unregelmäßigen Bildungsformen formal schwierig, aber trotzdem unvermeidbar sind, da sie für die deutsche Sprache essentiell sind. So etwa die Modalverben „haben“ und „sein“, die sehr komplexe Beugungsformen haben, aus dem sprachlichen Alltag jedoch nicht wegzudenken sind. Außerdem kann es vorkommen, dass ein Wort des standardsprachlichen Ausgangstextes Bedeutungen hat, die in der Leichten Sprache nur mithilfe von zusätzlichen Be-/Umschreibungen oder zusätzlichen Wörtern an sich wiedergegeben werden können.

Für schwer verständliche Wörter bzw. Fragen zu bestimmten Wörtern gibt es für Menschen mit Lesebeeinträchtigungen eine Internetseite, die in Form eines Wikis als Wörterbuch aufgebaut ist und bei etwaigen Unklarheiten konsultiert werden kann: www.hurraki.de. Dies ist eine für alle Menschen zugängliche elektronische Ressource, die leicht verständliche Erklärungen zu vielen verschiedenen Wörtern anbietet. Vor allem bei Zweifeln in Bezug auf die Bedeutung von Fremdwörtern kann diese Seite sehr hilfreich sein. Es ist nämlich durchaus möglich, dass auch in Leichte Sprache – Texten nicht immer auf Fremdwörter verzichtet werden kann, vor allem dann, wenn diese die zentralen Vertreter eines Wortfeldes darstellen. In diesem Fall bietet es sich an, diese Wörter textintern oder in ergänzender Form am Rand/Ende des Textes zu vermerken. Dies kann in Form eines Glossars geschehen oder auch Infoboxen bieten sich hierfür an. Sollte ein Text online publiziert werden, können weiterführende Links oder so genannten „Mouse-over-Boxen“ hilfreich sein. Diese zeigen die gewünschte Information an, sobald man den Cursor auf das Wort lenkt. Außerdem ist es sinnvoll, innerhalb eines Textes dieselben Dinge mit denselben Wörtern zu benennen, um unnötigen Verwirrungen vorzubeugen. Dies betrifft auch die Verwendung von Pronomen der dritten Person, die oft schwer zu verstehen sind, da sie mehrdeutig sein können und die Aufmerksamkeitsspanne über einen Satz hinaus ausweiten. (vgl. Maaß 2015: 36f, Bredel/Maaß 2016:79ff, Netzwerk Leichte Sprache 2013:4ff)

Die im Deutschen typischen Wortaneinanderreihungen und Wortkonstruktionen, die sich aus mehreren Substantiven, Adjektiven etc. zusammensetzen, sind für

NutzerInnen der Leichten Sprache oft nur dann verständlich, wenn sie mithilfe eines Bindestriches „-“, oder eines Mediopunktes „·“ getrennt lesbar gemacht werden. Das Problem an der Verwendung eines Bindestriches ist, dass dieser im Standarddeutsch nur verwendet werden darf, wenn ein Wechsel an Zeichensystemen vorliegt (Bsp.: $\frac{3}{4}$ -Takt). Um NutzerInnen der Leichten Sprache nun also kein falsches Deutsch einzulernen, wurde der Mediopunkt als Zeichen der Worttrennung im Sinne der vereinfachten Lesbarkeit eingeführt. Denn es gilt zu beachten, dass viele LeserInnen der Leichten Sprache diese nur als Übergangssprache zum Standarddeutsch verwenden und dafür wäre es fatal, wenn in dieser Übergangsphase falsche Wortbilder erlernt würden. Außerdem ist das Symbol des Mediopunktes so klein, dass das Wortbild weitgehend erhalten bleibt. Er sollte, abhängig von der Länge, Struktur und Bedeutung des Wortes sorgfältig gesetzt werden, um LeserInnen zu entlasten. Konkrete Regeln für die „Mediopunkt“-Setzung gibt es allerdings (noch) nicht. Der Mediopunkt wird ausschließlich als Lesehilfe eingesetzt und nicht als Satzzeichen gewertet. (vgl. Maaß 2013:88f & Bredel/Maaß 2016:94ff)

3.1.3.2.2 Satzebene.

Ein durchschnittlicher Satz in einer deutschen Tageszeitung ist ein erhabenes und imposantes Kuriosum; er nimmt etwa eine Viertelspalte ein; [...] er behandelt vierzehn oder fünfzehn verschiedene Themen, jedes umhegt von seiner eigenen Paranthese, hier und da versehen mit ein paar Sondereinschüben, die ihrerseits drei oder vier der kleineren umschließen, so dass Gehege innerhalb der Gehege entstehen; schließlich werden sämtliche Über- und Untereinschübe zwischen zwei riesige Königsparanthesen gepfercht, von denen die eine in der ersten Zeile des majestätischen Satzes platziert wird und die andere in der Mitte des letzten – *danach kommt das VERB*, und man erfährt zum ersten Mal, wovon dieser Mensch überhaupt redet. (Twain 1880 [2010]: 15f, zit. in Bredel/Maaß 2016a:383, Hervorhebungen im Original)

Es ist also nicht zu verleugnen, dass das Deutsche sehr komplexe Wortstellungen zulässt, die für einen Text in Leichter Sprache unbedingt aufgelöst werden müssen. Auf der Satzebene gilt prinzipiell die Regel „Schreiben Sie kurze Sätze. Machen Sie in jedem Satz nur eine Aussage.“ (BMAS 2013:44) Allerdings bedeuten kurze Sätze nicht automatisch, dass diese auch leicht zu verstehen sind. Deswegen wird vor allem auf die Art und Weise, wie Sätze konstruiert werden, geachtet. Daraus lässt sich schließen, dass jegliche Formen von Nebensätzen innerhalb der Leichten Sprache prinzipiell zu vermeiden sind. Bemerkenswert ist jedoch, dass es trotz der eben besprochenen obligatorischen Hauptsätze in einer der folgenden Regeln des Netzwerk Leichte Sprache (BMAS 2013:46) möglich ist, eben solche Hauptsätze mit einer eigentlich nebensatzeinleitenden Konjunktion (wenn, weil) zu beginnen. Die Meinungen darüber, ob eine neue Zeile und ein Punkt zwischen den Inhalten auch tatsächlich ausreichend ist, um das Verstehen zu erleichtern, sind gespalten. Davon abgesehen stellen Hauptsätze, die mit nebensatzeinleitenden Konjunktionen beginnen, eigentlich keine korrekten Sätze dar. (vgl. Bredel/Maaß 2016:385f) Passive Formulierungen sind schwerer zu verstehen als aktive, und als Tempusformen verwendet werden dürfen ausschließ-

lich Präsens und Perfekt. Da auch diese Zeitformen ohne Konjunktiv auskommen müssen, ist es häufig notwendig, Sätze umzuformulieren. Sollten grammatische und inhaltliche Einfachheit die obersten Gebote beim Erstellen Leichter Sprache-Texte sein, so erhält man im besten Fall

einfache Sätze (statt Satzgefüge oder Reihungen)
im **Verbalstil** (statt im Nominalstil),
die **direkt** (statt indirekt)
und **handlungsorientiert** (statt geschehensorientiert)
vom **Hier-und-Jetzt** aus (statt von fernen Zeitpunkten aus)
auf die **gegebene Welt** (statt auf nicht Existentes) Bezug nehmen.
(Bredel/Maaß 2016:102, Hervorhebungen im Original)

Der letzte wichtige Punkt in Bezug auf die Satzebene ist die Wortstellung, denn auch in diesem Bereich bietet das Standarddeutsch viele Möglichkeiten, auf deren Anwendung bei Texten in Leichter Sprache größtenteils verzichtet werden sollte. Ein „einfacher Satz-Bau“ wird vom BMAS (2013:45) vorgeschlagen. Das bedeutet, dass komplexe Ausgangssätze in mehrere Einzelsätze aufgeteilt werden müssen, wenn sie jeweils eigene Informationen beinhalten. Dafür können auch Fragesätze herangezogen werden bzw. typographische Mittel wie Einrückungen, etc. verwendet werden. Am einfachsten sind Sätze zu verstehen, die dem SPO-Prinzip folgen. Damit ist gemeint, dass das Subjekt in einem Satz stets vorangestellt werden sollte. Auf das Subjekt folgt dann das Prädikat, ehe der Satz im Deutschen mit dem Objekt beendet werden kann. Allerdings gibt es natürlich auch in der Leichten Sprache Situationen, in denen diese Reihenfolge nicht eingehalten werden kann. Zum einen ist dies natürlich bei Aufforderungssätzen bzw. Voranstellung von Adverbien der Fall, da die deutsche Grammatik hier eine ganz andere Satzstellung erfordert (Verb vor Subjekt). Zum anderen kann dies auch bei Themenwechseln bzw. Satzartwechseln vorkommen und sich funktional begründen lassen. In diesen Fällen ist eine andere als die SPO-Satzstellung also nicht nur zulässig, sondern erforderlich. (vgl. Bredel/Maaß 2016:149ff)

3.1.3.2.3 *Textebene.*

Texte sind mehr als eine grammatikalisch korrekte Aneinanderreihung von Wörtern und Sätzen. Sie enthalten Informationen, die aufeinander aufbauen und Argumente, die miteinander verknüpft sind. Im Rahmen eines Textes gilt es zu beachten, dass bei Leichter Sprache viele zusätzliche Erklärungen und genaue Erläuterungen Platz finden müssen, was im Allgemeinen zu einer Inkohärenz auf Textebene führen kann. Dies kann der Fall sein, da einige kohärenzstiftende Merkmale aus Gründen der Unverständlichkeit weggelassen werden müssen, während andere verstärkt unterstrichen werden. Solche Reduktionen und Additionen machen den großen Unterschied zwischen Standardsprache und Leichter Sprache aus. Allerdings gibt es auch auf Textebene Regeln, an die man sich beim Texten in Leichter Sprache halten muss und die im Folgenden genauer erläutert werden.

„Schreiben Sie alles zusammen, was zusammen gehört.“ (BMAS 2013: 50) Diese Regel besagt, dass es keine Querverbindungen von einem Text zu einem anderen Text geben soll, da diese auf kognitiver Ebene sehr anspruchsvoll sind und eine lange Konzentrationsspanne verlangen. Allerdings ist eine Ausnahmeregelung für intertextuelle Verweise möglich (Bsp.: „In Heft 3 steht mehr dazu“). Dies lässt sich laut Bredel/Maaß (2016a:484) dann auch auf die intratextuelle Ebene übersetzen, indem man „In Kapitel 3 steht mehr dazu“ schreibt und damit die Kohärenz beibehält.

„Sie dürfen einen Text beim Schreiben in Leichter Sprache verändern.“ (BMAS 2013:51) Diese Regel erlaubt es, wie oben bereits erwähnt, weiterführende Erklärungen anzubringen bzw. überflüssige Informationen aus dem Ausgangstext wegzulassen. Auch bestimmte Zeitformen, die in der Leichten Sprache nicht verwendet werden, werden abgeändert bzw. durch lexikalische Mittel ersetzt, was wiederum die Texte länger erscheinen lässt. Das Wegfallen der Pronomen der dritten Person führt auch dazu, dass die Texte zum einen länger werden, während zum anderen der Zusammenhang zwischen den einzelnen Sätzen nicht mehr so gut zu erkennen ist. Man kann also einiges verändern an diesen Texten, Sinn und Inhalt müssen jedoch gewahrt bleiben. Sollte es, zum Beispiel aufgrund einer bestimmten Textsorte, schwierig sein, den Text dieser Textsorte zuzuordnen, kann man auch darauf zurückgreifen, dem Text ein Vorwort bzw. eine Zusammenfassung voranzustellen, um so die funktionalen Aspekte des Textes bereits explizit zu machen. Auf visueller Ebene sollten sich Leichte Sprache – Texte nach Möglichkeit an die Strukturen des Ausgangstextes anlehnen. (vgl. Bredel/Maaß 2016:156ff)

3.1.3.2.4 Visuelle Aufbereitung & Layout.

Das Layout spielt bei Leichte Sprache – Texten eine besonders wichtige Rolle. Die Vorschriften dafür führen ebenso dazu, dass die Texte verlängert werden und ihnen dadurch mehr Platz eingeräumt werden muss, selbst wenn die Informationen aus dem Ausgangstext gar nicht allesamt in den neuen Text übertragen werden.

Zuallererst wird auf die Schriftart eingegangen. Das BMAS (2013:52) und das Netzwerk Leichte Sprache fordern eine serifenlose Schrift, um die Buchstaben bestmöglich erkennen zu können und keine unnötige Ablenkung zu schaffen. Welche Schriftart auch immer gewählt wird: Wichtig ist, dass diese im gesamten Text beibehalten wird. Schriftartwechsel innerhalb eines Textes sollen vermieden werden und es ist eine angenehm lesbare Schriftgröße (mindestens 14 Punkt) zu wählen. Außerdem soll eine Kursivschreibung ebenfalls aus Gründen der Veränderung der Buchstaben und der damit zusammenhängenden erschwerten Lesbarkeit vermieden werden. Um Wörter hervorzuheben, bieten sich entweder der Fettdruck oder auch das Unterstreichen einzelner Wörter an. (vgl. Bredel/Maaß 2016:157)

Eine wichtige Regel im Bezug auf das Layout ist folgende: „Schreiben Sie jeden Satz in eine neue Zeile.“ (BMAS 2013:57) Damit soll eine bestmögliche Wahrnehmbarkeit von Sätzen ermöglicht werden, da sie bereits optisch eine Einheit bilden. Sollte ein Satz mehr Platz brauchen als eine einzelne Zeile, so sollte man Wörter nicht abtrennen, da so das Wortbild zerstört und die Wahrnehmbarkeit erschwert wird. Um Sätze dennoch als „zusammengehörig“ zu markieren, können Zwischenüberschriften bzw. Einrückungen, Aufzählungen etc. hilfreich sein. Bei besonders essentiellen Teilen eines Textes kann auch eine Einrahmung vorgenommen werden, um die Information als zusammengehörig und wichtig zu markieren:

Ihre Entscheidungen schreiben Sie in ein Testament.
Sie entscheiden zum Beispiel:

Meine Tochter Gisela erbt. Und mein Sohn Jürgen erbt. Meine Kinder erben gleich viel. Und mein Neffe Jens bekommt meine goldene Uhr als Vermächtnis.

(Bredel/Maaß 2016:178)

Auch Bilder können zu einem besseren Verständnis eines Textes beitragen. Bilder werden von LeserInnen meist noch vor der der Schrift erfasst und wecken bereits Erwartungen an den Text. Sie unterstützen das Verstehen eines Textes und das Merken der Informationen. Bilder bringen allerdings das Problem mit sich, dass Informationen, die räumlich voneinander getrennt werden, nicht so gut zusammen erfassbar sind, was wiederum für einen Fließtext ohne jegliche zusätzliche, erklärende Mittel spricht. (vgl. Bredel/Maaß 2016:175f)

Ausgewählte Bilder „müssen zum Text passen“ (BMAS 2013:67), um auch den gewünschten Erfolg bei den LeserInnen zu erzielen. Das Bild muss einen eindeutigen Bezug zum Text haben und dessen Verständnis unterstützen, von reinen Zierbildern ist also auf jeden Fall abzusehen. Piktogramme oder Abbildungen können in unbekannte Konzepte einführen bzw. werden oft für Leitfiguren verwendet, die die LeserInnen durch einen Text führen. Diese tragen auf inhaltlicher Ebene nicht zum besseren Verständnis eines Textes bei, sondern sollen als Kohärenzstiftender Faktor ihren Beitrag leisten. Vor allem im didaktischen Bereich kommt man auch in standardsprachlichen Texten ab und zu mit solchen Leitfiguren in Kontakt. Außerdem ist es, je nach Textsorte und Inhalt, oft auch sinnvoll, Fotos von Personen anzuführen, die als potentielle Ansprechpersonen bei Amtsgängen etc. gelten. So können bereits im Voraus Ängste abgebaut werden. Auch die Abbildung von Gegenständen kann zu einem besseren Verständnis beitragen, indem zum Beispiel unbekannte Teile eines Geräts im Rahmen einer Gebrauchsanweisung auch bildlich dargestellt werden. Dabei gilt es

vor allem darauf zu achten, dass das Bild auch tatsächlich nur den genannten Gegenstand zeigt, um Verwirrungen vorzubeugen.

Bilder können also aus verschiedenen Gründen und zu verschiedenen Zwecken eingesetzt werden. Zum einen werden sie zur Verstärkung dessen verwendet, was bereits im Text besprochen wird. Des Weiteren können sie allerdings auch als Erweiterung des Inhalts dienen oder ein Beispiel für die im Text beschriebene Handlung liefern. Diese Bilder sollten möglichst an jener Stelle im Text positioniert werden, auf die sie sich beziehen. Unter keinen Umständen sollten Bilder etwa durch eine Trennlinie vom geschriebenen Text separiert werden, da hierbei ein Orientierungsverlust durch ständiges Hin- und Herblicken möglich ist. (vgl. Bredel/Maaß 2016 179ff, Bredel/Maaß 2016a 277f/505f)

3.1.4 Zusammenfassung.

In diesem Abschnitt wurden die Sprachvarietäten Standardsprache, Einfache Sprache und Leichte Sprache mit all ihren Besonderheiten vorgestellt, wobei in einer Darstellung hier noch einmal die wichtigsten Unterschiede zwischen Leichter und Einfacher Sprache festgehalten werden.

LEICHTE SPRACHE	EINFACHE SPRACHE
durch Richtlinien geregelt	weniger strikt geregelt
v. a. für Leute mit Lernschwierigkeiten nützlich	auch für andere Leser nützlich (ältere Menschen, Menschen mit geringen Deutschkenntnissen, Lernende einer Fremdsprache, usw.)
kurze Hauptsätze, weitgehender Verzicht auf Nebensätze	längere Sätze; auch Nebensätze
Verwendung bekannter Wörter, Erklärung schwieriger Wörter	Verwendung auch schwieriger Begriffe
klares und großes Schriftbild	
ein neuer Absatz nach jedem Satzzeichen	nicht unbedingt ein neuer Absatz nach jedem Satzzeichen
übersichtliche Optik von Bild und Schrift	keine strenge Regulierung der Optik von Bild und Schrift
	Erscheinungsbild von Schrift und Bild weniger streng geregelt

Abbildung 2: Leichte Sprache - Einfache Sprache (Magris/Ross 2015:12, zit. in Bredel/Maaß 2016a:528)

Da es für die Leichte Sprache konkrete Regelwerke gibt, an denen man sich orientieren kann (in dieser Arbeit wird vor allem das Regelwerk des Netzwerk Leichte Sprache herangezogen), ist diese auch normierter und messbarer als Einfache Sprache. Einfache Sprache lässt sich als dynamisches System definieren, das die Lücke zwischen Leichter Sprache und Standardsprache umfangreich zu füllen versucht. Es geht bei der Beschreibung von Einfacher Sprache jedoch weniger um das konkrete Herausarbeiten von Regeln, sondern vielmehr um die Beschreibung von Verfahren, wie man Texte gestalten kann, die so individuell und heterogen sind, wie es auch ihre ZieltextleserInnenschaft ist. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:541f)

Im Vergleich dazu, wird die Standardsprache in diesem Zusammenhang als Varietät des Deutschen gesehen, die die Gesamtheit sprachlicher Erscheinungen fasst. Der Übergang von Standardsprache zu Nichtstandardsprache ist jedoch fließend und wird meist als „Umgangssprache“ (Hagemann/Klein/Staffeldt 2013:3) bezeichnet.

3.2 Übersetzung von Standardsprache in Leichte Sprache.

Bei einer Übersetzung eines standardsprachlichen Textes in Leichte Sprache gilt es zu beachten, dass, anders als beim direkten Texten in Leichter Sprache, bei dem die TexterInnen selbst oft AutorInnen und SenderInnen einer Botschaft sind, jegliche Schwierigkeiten, die auch bei interlingualer Übersetzung auftreten können, eine Rolle spielen. Das Hauptproblem dieser besonderen Übersetzungsform ist jedoch, dass der Ausgangstext in der Regel eine höhere Informationsdichte hat, die, aus Gründen der Verständlichkeit, in dieser Form in der Zielsprache allerdings nicht wiedergegeben werden kann. Es gibt nun laut Maaß (2014:1ff) zwei Möglichkeiten, an dieses Problem heranzutreten:

1. Alle Informationen des Ausgangstextes werden auch in den Zieltext übertragen. Daraus ergibt sich, dass viele Wörter und Zusammenhänge erklärt werden müssen und der Text im Allgemeinen viel an Länge dazugewinnen wird, was wiederum Probleme beim Layout mit sich bringt, zumal nicht immer die Möglichkeit besteht, einer Übersetzung so viel mehr Platz einzuräumen.
2. Informationen aus dem Ausgangstext werden im Zieltext weggelassen. Hier stehen ÜbersetzerInnen oft vor einer wichtigen Entscheidung, die sie alleine nicht treffen können bzw. sollen. Werden, zum Beispiel aus Gründen der Textlänge, bestimmte Informationen, die im Ausgangstext präsent waren, nicht in den Zieltext übertragen, sollte dies nur in Rücksprache mit den AutorInnen des Ausgangstextes geschehen, um sicherzugehen, dass keine wichtigen Zusammenhänge weggelassen werden. Vor allem auch deshalb, weil das Weglassen von Informationen einen Eingriff in die Informationsrechte der ZieltextleserInnenschaft darstellt. Gemeinsam mit den AutorInnen des Ausgangstextes sollte jedoch die „primäre Illokutionsabsicht“ (Maaß 2014:2) festgestellt werden, die auf jeden Fall auch in den Zieltext übertragen werden muss.

ÜbersetzerInnen müssen sich hier also zwangsläufig, wie es auch oft bei interlingualer Übersetzung der Fall ist, zwischen Lesbarkeit und Informationsrecht entscheiden bzw. einen guten Mittelweg für die ZieltextleserInnen finden. Die Übertragung von einer Varietät (Standardsprache) in eine andere (Leichte Sprache) wird also als intralingual bezeichnet, wobei in diesem speziellen Fall auch noch zusätzlich von intersemiotischer bzw. intrakultureller Übersetzung die Rede sein kann. Intersemiotisch meint, dass bei der Übersetzung ein anderes Zeichensystem verwendet wird bzw. wie im Fall der

Leichten Sprache, ein Text zusätzlich mithilfe von Bildern, etc. besser verständlich gemacht wird. Intrakulturell bedeutet in diesem Zusammenhang, dass AusgangstextleserInnen genauso wie ZieldokumentleserInnen derselben Kultur einer Gesamtgesellschaft (Parakultur) angehören, selbst wenn sie sich unterschiedlichen Diakulturen zugehörig fühlen. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:183ff)

Das Übersetzen in Leichte Sprache hat, wie viele Formen der barrierefreien Kommunikation, in den letzten Jahren große Schritte gemacht. Dies ist auf das immer präsenter werdende Inklusionskonzept zurückzuführen, wovon viele Menschen mit Beeinträchtigung erheblich profitieren. Natürlich haben ÜbersetzerInnen für Leichte Sprache noch nicht die Ressourcen und Standards, auf die interlinguale ÜbersetzerInnen zurückgreifen können, allerdings gibt es immer mehr Büros für Leichte Sprache (Bremen, Ulm, Basel, ...) und das politische und gesellschaftliche Interesse daran ist geweckt. ÜbersetzerInnen für Leichte Sprache sind jedoch nicht Teil der Übersetzungsverbände der jeweiligen Länder und können deswegen auch deren Vorteile nicht nutzen. Zeilenpreise und Aufträge müssen individuell gestaltet werden, genauso wie es keine übersetzerischen Hilfsmittel in Form von praktikablen Translation Memories, Wörterbüchern oder Terminologiedatenbanken gibt. Es kursieren zwar Wörterbücher für Leichte Sprache (z.B.: Das neue Wörterbuch für Leichte Sprache von People First), allerdings sind diese nur sehr oberflächlich bzw. enthalten bereits auf quantitativer Ebene keine ausreichende Menge an Wörtern, um von einer tatsächlichen Erleichterung der Arbeit sprechen zu können. Es muss aber erwähnt werden, dass diese Wörterbücher ursprünglich gar nicht als Quelle für ÜbersetzerInnen gedacht waren, sondern rein der Information für NutzerInnen dieser Sprachen dienten. Eine ausführlichere Quelle ist das bereits oben erwähnte Hurraki (URL: [Hurraki 2017](#)) mit über 2000 Einträgen. Das Problem dieser Online-Wikis besteht in dem Umstand, dass die Qualität der Einträge nicht kontrollierbar und dadurch sehr unterschiedlich ist, da jede Person mit Internetzugang die Einträge verändern kann. Auch die Zuhilfenahme von Translation Memory Systemen wäre bei einer Übersetzung in Leichte Sprache durchaus denkbar, wenn auch einige Punkte dabei beachtet werden müssen:

- Matchwerte können auch unter 70% sinnvoll sein, was bei interlingualer Übersetzung oft eine kritische Grenze darstellt und es nicht immer möglich ist, den Matchwert noch weiter abzusenken. Allerdings helfen bei der Übersetzung von Leichter Sprache oft auch schon kleine Hinweise und erleichtern die Arbeit, während es bei interlingualer Übersetzung dann oft sinnvoller ist, eine Neuübersetzung zu machen.
- Entsprechungen: Auf Grund der vielfachen Additionen und Reduktionen bei Übersetzungen in Leichte Sprache kann sich eine Arbeit mit Translation-Memory-Systemen sehr mühsam gestalten. Es kann durchaus vorkommen, dass

es für einen Satz aus dem Ausgangstext gar keine zieltextsprachlichen Entsprechungen gibt, da entschieden wurde, diesen Satz wegzulassen. Umgekehrt ist es natürlich auch möglich, dass ein Satz im Zieltext genauer erläutert werden muss und hierfür mehrere Sätze gebraucht werden oder dies an einer anderen Stelle im Text geschehen soll, was im Rahmen eines Translation-Memory-Systems, das grundsätzlich auf Satzebene arbeitet, eine Herausforderung darstellt.

- Aufwand-Nutzen-Relation: Es muss abgewogen werden, ob es tatsächlich sinnvoll ist, ein Translation Memory System zu erstellen, da dies mit großem Aufwand verbunden und sehr zeitintensiv ist. Man muss sich dessen bewusst sein, dass der Aufwand nur dann lohnend ist, wenn auch tatsächlich davon ausgegangen werden kann, dass viele ähnliche Ausgangstexte bearbeitet werden, um auch tatsächlich von der Arbeit zu profitieren, die man in die Erstellung eines Translation Memories investiert hat.

(vgl. Bredel/Maaß 2016a:198ff)

3.2.1 Übersetzungsprozess Standardsprache – Leichte Sprache.

Nachdem ein Auftrag für eine Übersetzung in Leichte Sprache erteilt worden ist, das heißt, nachdem auch ein Angebot auf Grundlage eines Ausgangstextausschnittes gestellt wurde, kommt es zur tatsächlichen Übersetzungsarbeit. Im Vorfeld dazu müssen allerdings wichtige Parameter wie AdressatInnen, Textlänge, Layout, Medium etc. geklärt werden, um eine bestmögliche Übersetzung abliefern zu können. Sollten Informationen dahingehend fehlen, sind diese mit den AuftraggeberInnen zu besprechen. Auch bei Übersetzungen in Leichte Sprache ist es üblich, den Preis pro Normseite zu berechnen, wobei dieser bei starker Reduktion bzw. Addition auch entsprechend angepasst werden sollte. (vgl. Bredel/Maaß 2016:55ff)

Bezüglich der Übersetzungsstrategie müssen vor allem die Regeln beachtet werden, die weiter oben unter dem Titel „Textebene“ besprochen wurden. Allerdings ist jeder Text individuell zu betrachten und einige Komponenten sind ausschlaggebend für die strategischen Überlegungen: eine Ausgangstextanalyse, die AdressatInnen und die Zielsituation.

Eine detaillierte Auseinandersetzung mit dem Ausgangstext ist unumgänglich, zumal oft erst bei genauerer Betrachtung auffällt, welche Schwierigkeiten und Ungeheimheiten ein Text birgt. Auch die AdressatInnen sollten noch einmal genau unter die Lupe genommen werden, damit der Text bestmöglich auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten werden kann. Dazu muss in Erfahrung gebracht werden, ob und welche Beeinträchtigungen die Mitglieder der Zielgruppe aufweisen. Dies wiederum ist ein Hinweis auf die Form, in der die Übersetzung übermittelt und gestaltet wird (z.B. wäre ein Audioguide für Hörbeeinträchtigte nicht sinnvoll). Auch das Alter und der kulturelle Hin-

tergrund der ZieltextrezipientInnen können wichtige Informationen über die Rezeptionsweise geben. Des Weiteren muss im Rahmen einer Übersetzung auf die Rezeptionssituation und die Art der Rezeption eingegangen werden. Erst auf Grundlage dieser Informationen kann eine passende Strategie gefunden werden, die auf die Bedürfnisse der ZieltextrezipientInnen eingeht und an die Situation angepasst wurde. (vgl. Bredel/Maaß 2016:62ff)

3.2.2 Prüfen der Texte.

Eine Besonderheit der Übersetzung in Leichte Sprache ist auch das abschließende Gegenlesen einer Person, die als potentielle primäre AdressatIn gilt. Obwohl es mittlerweile auch Online-Tools (z.B. Hurraki oder TextLab) gibt, ist es immer noch weit verbreitet, den fertigen Text noch einmal von einer AdressatIn auf Verständlichkeit prüfen zu lassen. Davon abgesehen, dass auch bei Übersetzungen in Leichte Sprache die ISO-Norm 17100 gilt und demnach das Vieraugenprinzip obligatorisch ist, werden also auch Übersetzungs-LaiInnen (ZieltextrezipientInnen) in den Übersetzungsprozess miteinbezogen. Dies ist auch in den Regeln des Netzwerk Leichte Sprache (BMAS 2013:72) verankert, wo es heißt: „Lassen Sie den Text immer prüfen.“ Denn ZieltextrezipientInnen sind Fachleute für Leichte Sprache und können konkret sagen, ob sie den Text gut verstehen können oder ob er noch einmal abgeändert werden muss. Allerdings wird es laut Maaß/Rink/Zehrer (2014:80) in Zukunft nicht mehr möglich sein, alle in Leichter Sprache produzierten Texte der Zielgruppe auch im Vorhinein zum Gegenlesen zukommen zu lassen, da es immer mehr Texte geben wird und dieses Vorgehen logistisch nicht mehr organisiert werden kann. Außerdem kommt hier noch der Faktor hinzu, dass die Zielgruppe von Texten in Leichter Sprache sehr heterogen ist und nicht davon ausgegangen werden kann, dass ein Text, wenn er von einer Person redigiert wurde, auch von allen anderen Personen gleich gut verstanden wird. (vgl. Maaß/Rink/Zehrer 2014:80f)

3.2.3 Zusammenfassung.

Durch eine Übersetzung eines standardsprachlichen Textes in Leichte Sprache wird die textuelle Oberfläche dahingehend verändert, dass sie für möglichst viele Menschen verständlich ist. Für ÜbersetzerInnen für Leichte Sprache stellt sich also stets die Frage, ob man den Text möglichst einfach lesbar machen oder aber möglichst genau die Informationen aus dem Ausgangstext wiedergeben möchte – beides ist meist nur durch Inkaufnehmen einer extremen Überlänge des Zieltextes zu bewerkstelligen. Die Hilfsmittel, die es bislang für eine solche Übersetzung gibt, lassen etwas zu wünschen übrig bzw. müssen erst erfunden werden, zumal Translation-Memory-Systeme, die auf Satzebene arbeiten, aufgrund der oftmalig notwendigen Reduktionen bzw. Additionen innerhalb eines Textes nicht verwendbar sind. Dennoch gibt es Regeln, die beachtet

werden müssen (in dieser Arbeit werden die Regeln des Netzwerk Leichte Sprache herangezogen). Als eines der wichtigsten Kriterien, die bei einer Übersetzung in Leichte Sprache beachtet werden müssen, ist das Überprüfen durch potentielle AdressatInnen zu nennen. Diese Vorgehensweise verschafft den RezipientInnen ein Mitspracherecht und klärt ÜbersetzerInnen aus erster Hand über eventuelle Stolpersteine im Text auf.

3.3 Verstehen und Verständlichkeit.

Am Beispiel der Leichten Sprache lässt sich verdeutlichen, dass Texte anhand von zwei Parametern untersucht werden können: Sie können darauf geprüft werden, ob bzw. inwieweit sie von primären AdressatInnen verstanden werden – dies wäre eine Prüfung auf Verstehen. Werden die Texte jedoch dahingehend untersucht, ob sie mit den vorgegebenen Regeln der Leichten Sprache übereinstimmen, dann spricht man von einer Prüfung auf Verständlichkeit. Welche Unterschiede es zwischen diesen beiden Konzepten gibt, wird im Folgenden näher erläutert.

3.3.1 Verstehen.

Um ein Verstehen von schriftlichen Texten zu ermöglichen, ist es wichtig, im Bereich des Lesens und Schreibens darauf zu achten, dass ein derartiger Prozess hierarchisch gegliedert ist und sich in mehrere Phasen splittet. Zunächst muss man einen Text wahrnehmen, das bedeutet, die Augen müssen ihn erkennen können. Anschließend müssen diese gewonnenen Informationen verarbeitet, das heißt verstanden werden, um schließlich abgespeichert werden zu können. Diese Schritte gelten in angeführter Reihenfolge, um sicherzustellen, dass auch größere Satzmengen bzw. Texte verstanden werden können. Aussagen müssen miteinander in Verbindung gebracht werden können, um ein Verstehen zu ermöglichen. Für diese drei Phasen des Leseprozesses stehen allerdings nur begrenzte Ressourcen in unserem Gehirn zur Verfügung. Sollten diese also bereits in den ersten beiden Phasen aufgebraucht werden, wird es nicht möglich sein, einen Text auch zu behalten. In diesem Zusammenhang bringen Bredel und Maaß (2016:44) das Beispiel eines Kindes, das gerade erst zu lesen beginnt und eigentlich alle Wörter erkennt und auch verstehen kann. Dennoch ist es für Kinder in diesem Lesestadium nach dem Lesen oftmals schwer, noch einmal zu wiederholen, was sie soeben gelesen haben, da sie sämtliche Konzentration und Ressourcen für die Wahrnehmung und das Verstehen der einzelnen Wörter verwendet haben. Wenn Wörter beim Lesen nun wahrgenommen wurden, die primäre Phase also abgeschlossen ist, kommen diese ins Arbeitsgedächtnis, wo sie zwischengespeichert werden. Die LeserInnen der Leichten Sprache füllen dieses Arbeitsgedächtnis oft bereits dadurch, dass sie einzelne Wörter auch einzeln lesen und sie nicht im Sinnzusammenhang erfassen können. Dies wäre allerdings die Voraussetzung für das Verstehen, zumal sich

die einzelnen Sätze eines Textes häufig auf das Vorausgegangene beziehen. (vgl. Bredel/Maaß 2016:44f) Das Verstehen eines Textes kann demnach nur mithilfe von ProbandInnen überprüft werden, die zur Gruppe der primären AdressatInnen Leichter Sprache zu zählen sind. Diese PrüferInnen müssen einen repräsentativen Anteil ihrer Gruppe widerspiegeln, damit eine Überprüfung auch sinnvoll ist. Allein die Auswahl dieser PrüferInnen ist oft bereits eine sehr schwierige Aufgabe, zumal die Zielgruppe von Texten in Leichter Sprache sehr heterogen ist und die Mitglieder der Zielgruppe demnach unterschiedlichste Vorkenntnisse mitbringen. Außerdem wird es den meisten PrüferInnen nicht gelingen, zu argumentieren, warum sie etwas verstanden oder eben nicht verstanden haben, und ob ein Text regelkonform ist. Dafür müssten sie alle Regeln der Leichten Sprache kennen. Sollte die Prüfung allerdings gelingen und unter realistischen Gegebenheiten stattgefunden haben, bekommen geprüfte Texte in Leichter Sprache ein Logo, das von Inclusion Europe entwickelt wurde und geprüfte Texte in Leichter Sprache kennzeichnet. Dabei handelt es sich um folgendes Bild:

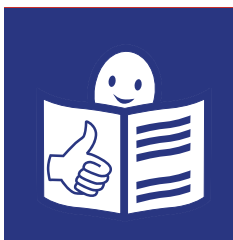


Abbildung 3: Logo für Leichte Sprache (Inclusion Europe 1)

Der Vollständigkeit halber sei auch noch angeführt, dass in Österreich das „Gütesiegel für Leichtes Lesen“ (siehe Abb. 3) weit verbreitet ist, wobei diese Texte am europäischen Referenzrahmen für Sprachen gemessen werden und anhand der (nicht frei zugänglichen) Capito-Methode entwickelt werden⁶. Darauf wird im Rahmen dieser Arbeit allerdings nicht näher eingegangen, da in Österreich mittlerweile die Tendenz besteht, gemeinsam mit Deutschland ein einheitliches Modell der Leichten Sprache zu entwickeln. (vgl. Bredel/Maaß 2016:15/51f)

Stufe A1



Abbildung 4 Gütesiegel Leichtes Lesen von capito (CFS)

⁶ für weiterführende Informationen bzgl. der Capito-Methode siehe Capito (URL: Capito)

3.3.2 Verständlichkeit.

Die Verständlichkeit von Sprache und Texten hängt damit zusammen, wie einfach oder schwer Wörter, Sätze und Texte zu verstehen sind. In einfachen Worten: „Je weniger Buchstaben oder Silben ein Wort hat und je weniger Wörter ein Satz, desto höher ist tendenziell die Verständlichkeit.“ (Bredel/Maaß 2016:47) Allerdings gilt es auch zu beachten, dass es teilweise schwieriger ist, unbekannte Wörter zu lesen und zu verstehen als lange aber dafür bekannte Wörter. Für Texte in Leichter Sprache gilt, dass auch lange Wörter vermieden bzw. durch Erklärungen erläutert werden sollten. Auf der Satzebene trägt außerdem die Dichte an Aussagen und die Anzahl der Wörter erheblich dazu bei, wie verständlich ein Satz ist: „Ein Satz ist umso verständlicher, je weniger Wörter und Aussagen er enthält. Negierte Aussagen bereiten größere Probleme als nicht negierte.“ (Bredel/Maaß 2016:47) Natürlich macht es in Bezug auf die Verständlichkeit und im Weiteren auch noch in Bezug auf die Leichte Sprache einen Unterschied, ob Texte im Nominalstil oder im Verbalstil geschrieben sind bzw. wie viele Fremdwörter darin enthalten sind. Schulz von Thun weist in seinem Buch *Miteinander reden 1* (2010) auch auf das von ihm und anderen Psychologen entwickelte Hamburger Verständlichkeitsmodell hin, das sich auf die vier Eckpfeiler Einfachheit, Gliederung/Ordnung, Prägnanz/Kürze und alternative Anregungen/zusätzliche Stimulanz stützt, anhand derer man Verständlichkeit messen kann. Der erste dieser sogenannten „Verständlichmacher“ (Schulz von Thun 2010:142) ist die Einfachheit. Der Gegenpol hierzu wäre die Kompliziertheit und es handelt sich bei Einfachheit um den Begriff, der in der Allgemeinsprache für „Verständlichkeit“ gebraucht wird. Er ist der wichtigste Verständlichmacher und gleichzeitig auch der, der „gebildet“ von „ungebildet“ unterscheidet. Die Einfachheit bezieht sich auf den Satzbau und die Wörter, die für die Formulierung eines Textes gewählt werden – auf die sprachliche Ebene also. Die Einfachheit setzt voraus, dass geläufige Wörter verwendet werden bzw. Fremd- und Fachwörter erklärt werden. (vgl. Schulz von Thun 2010:143, Langer/Schulz von Thun/Tausch 1990:16) Als nächster Punkt wird die Gliederung angeführt, deren Gegenpol die Unübersichtlichkeit wäre. Damit ist vorwiegend der Aufbau eines Textes gemeint, wobei dieser Verständlichmacher immer wichtiger wird, je länger die Texte sind, die verstanden werden wollen. Langer et al. (1990:18) unterscheiden hierbei die „innere Ordnung“ und die „äußere Gliederung“. Erstere bezieht sich darauf, dass die zu überbringenden Informationen eines Textes in sinnvoller Reihenfolge aufeinander abgestimmt sind und nicht „beziehungslos nebeneinander“ stehen. Mit „äußerer Gliederung“ wiederum ist der Aufbau eines Textes gemeint bzw. Hervorhebungen und Absätze, die einen Text übersichtlich machen. Es geht also darum, dass sich die LeserInnen beim Lesen des Textes auskennen und Zusammenhänge erfassen können. Das nächste wichtige Merkmal von Verständlichkeit ist laut Langer et al. (1990:20) die Kürze und Prägnanz. Dabei geht es darum, ob das Verhältnis zwischen der Länge eines Textes

und dessen Informationsziel adäquat ist, um die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche zu lenken. Vor allem bei mündlich vorgetragenen Texten bzw. freien Reden ist oft zu erkennen, dass sehr weit ausgeholt und viel rund um das eigentliche Thema herum besprochen wird. Zu viele unwesentliche Details, eine komplizierte Wortwahl und Ausdrucksweise und unnötige Verzierungen tragen in diesem Zusammenhang nicht dazu bei, Verständlichkeit zu garantieren. Im Gegenteil, sie lassen LeserInnen und ZuhörerInnen fast keine andere Wahl, als mit den Gedanken abzuschweifen. Abschließend schlägt das Hamburger Verständlichkeitsmodell noch vor, zusätzliche Anregungen für die RezipientInnen einzubauen, um Interesse zu wecken bzw. Menschen auch auf der emotionalen Ebene anzusprechen. Sprachliche Bilder und lebensnahe Beispiele sind eine Möglichkeit, dieses vierte Merkmal der Verständlichkeit bestmöglich umzusetzen. (vgl. Schulz von Thun 2010:144ff, Langer/Schulz von Thun/Tausch 1990:22)

Festgehalten werden muss, dass die vorangegangenen vier Merkmale zumeist voneinander unabhängig betrachtet werden können. Ein einfacher Text kann zum Beispiel trotzdem schlecht gegliedert sein und die Merkmale „Kürze/Prägnanz“ und „anregende Zusätze“ sind ohnehin etwas widersprüchlich, zumal anregende Zusätze den Text ja verlängern obwohl er ohne ebendiese auch kürzer gehalten werden könnte. Anregende Zusätze müssen also behutsam ausgewählt werden und hängen stark von der Gliederung eines Textes ab. (vgl. Langer/Schulz von Thun/Tausch 1990:26ff) ExpertInnen wurden dann von den Autoren herangezogen, um die Verständlichkeit ausgewählter Texte anhand dieser vier Merkmale einzuschätzen. Dieses Hamburger Verständlichkeitsmodell ist also universell anwendbar auf die unterschiedlichsten Informationstexte und kann gemessen werden. Dadurch ergibt sich in weiterer Folge auch die Möglichkeit, dass ein Text nach Evaluierung durch ExpertInnen verbessert wird. Ein Manko dieses Modells, wie es Ballstaedt/Mandl/Schnotz/Tergan (1981:223) feststellen, ist jedoch, dass hier nicht darauf eingegangen wird, inwieweit eine optimale Rezeptionsfähigkeit bei den ProbandInnen (ExpertInnen) zum Zeitpunkt der Testung vorausgesetzt werden kann bzw. anhand welcher Parameter man diese messen könnte.

Ein weiteres erwähnenswertes Modell für Verständlichkeit ist jenes von Norbert Groeben (1978, 1982), der ebenfalls vier Verständlichkeitsdimensionen entwickelt, diese aber in eine etwas andere Richtung lenkt bzw. den unterschiedlichen Kategorien unterschiedlich viel Gewicht gibt. Zum einen formuliert auch er eine Dimension der „sprachlichen Einfachheit“ (1982:199), in die jegliche Formen von vereinfachter Kommunikation fallen. Aktive Formulierungen passiver Konstruktionen etwa, bzw. die Verwendung vieler Verben und kurzer Wörter ergänzen die „sprachliche Einfachheit“. Die nächste Kategorie ist jene der „semantischen Redundanz“, die aufzeigt, wie oft eine Information innerhalb eines Textes gebracht bzw. wiederholt wird und in welcher Form diese kombiniert wird, um die Speicherkapazitäten im Kurz- und Langzeitgedächtnis optimal nutzen zu können. Würde man diese Dimension mit jenen von Langer et al.

(1990) vergleichen, würde sie am ehesten mit jener der „Kürze und Prägnanz“ übereinstimmen. (vgl. Groeben 1982:199) Die wichtigste Dimension ist für Groeben jedoch die der „kognitiven Strukturierung“, die unbedingt hergestellt werden muss, um Verständnis bei den LeserInnen zu erlangen. Dabei handelt es sich um die sinnvolle Gestaltung des Textes sowohl in Bezug auf Absätze, Überschriften etc. als auch in Bezug auf eine potentielle Einleitung (erklärende Vorinformationen) bzw. eine Zusammenfassung im Anschluss an den eigentlichen Text. (vgl. Groeben 1982:273f) Die vierte und letzte Dimension der Verständlichkeit für Groeben ist der „konzeptuelle Konflikt“. Diese leitet Norbert Groeben von der Theorie der Neugiermotivation von Daniel Berlyne ab. Ein konzeptueller Konflikt weckt Interesse und motiviert LeserInnen zum Weiterlesen. Merkmale wie Widersprüche, Überraschungen, Neuheiten, etc. sind Möglichkeiten, diesen konzeptuellen Konflikt in den Köpfen der LeserInnen entstehen zu lassen und sie damit für den Text zu begeistern, zu „fesseln“. (vgl. Groeben 1982:203) Im Bereich der Leichten Sprache ist dies jedoch zu unterlassen, werden für konzeptuelle Konflikte zusätzliche Ressourcen benötigt, die die Zielgruppe allerdings für das Verstehen eines linearen Textes verwenden sollte.

3.3.3 Zusammenfassung.

Der Prozess des Lesens besteht aus drei wichtigen Schritten: Zum einen müssen Buchstaben und Wörter als solche wahrgenommen werden können. Daraufhin müssen diese Informationen verarbeitet werden, um in weiterer Folge auch abgespeichert werden zu können. Ist dies alles möglich und können Aussagen eines Textes miteinander in Verbindung gebracht werden, so kann von „Verstehen“ die Rede sein. „Verständlichkeit“ jedoch, hat damit zu tun, wie einfach bzw. schwer Wörter (je weniger Buchstaben, desto einfacher) und Sätze (je weniger Aussagen ein Satz, desto einfacher) zu verstehen sind. Friedemann Schulz von Thun (2010) fasst in einem Verständlichkeitsmodell vier Kategorien zusammen, anhand derer Verständlichkeit messbar gemacht werden soll: Einfachheit, Gliederung, Kürze, zusätzliche Stimulanz. Und auch Norbert Groeben (1978/1982) schließt mit seinem Modell an Schulz von Thun an. Er konzipiert folgende vier Kategorien: Sprachliche Einfachheit, semantische Redundanz, kognitive Strukturierung (die er als wichtigste Kategorie unterstreicht) und konzeptueller Konflikt. Man kann also davon ausgehen, dass ein gut gegliederter und aufgebauter Text bereits erheblich zur Verständlichkeit beiträgt. Auch bedacht gewähltes Vokabular und prägnante Sätze, die alles Wichtige aber nicht zu viel aussagen, erhöhen die Wahrscheinlichkeit, dass Texte von vielen LeserInnen verstanden werden können.

4 Empirischer Teil.

Im vorliegenden letzten Kapitel dieser Masterarbeit wird der praktische Teil besprochen, der auf Grundlage der vorangegangenen theoretischen Kapitel ausgearbeitet wurde. Es handelt sich dabei um eine exemplarische Analyse von Teilen eines Jugendromans, der in Einfache Sprache übersetzt wurde, um es auch Menschen mit Beeinträchtigung zu ermöglichen, in den Genuss des bekannten Buches zu kommen.

Zuallererst wird der Roman inhaltlich kurz erläutert und die Rahmenbedingungen, die zu seiner Entstehung geführt haben, werden genannt. Der Autor, Wolfgang Herrndorf, wird vorgestellt und Reaktionen auf den Roman zusammengefasst, um einen Einblick darauf zu erhalten, wie das Buch seitens der Gesellschaft rezipiert wurde und was daran eventuell auch kritisiert wurde. In weiterer Folge werden konkrete Textpassagen, in diesem Fall die Personenbeschreibungen der ProtagonistInnen, genauer analysiert und auf Grundlage des Analysemodells von Margret Ammann detailliert untersucht. Bevor auf das primär relevante Übersetzungskritik-Modell von Margret Ammann eingegangen wird, ist es noch wichtig, die handlungstheoretischen Übersetzungsansätze, die im Bereich der barrierefreien Kommunikation bereits zum Teil untersucht wurden, aufzuzeigen. Die Grundlage des tatsächlichen Analysemodells stellt in weiterer Folge dann die Skopostheorie dar, die zu Beginn dieser Arbeit ausführlich beschrieben wurde. Weitere wichtige Aspekte, die als Grundlage des Analysemodells dienen, wie das Konzept eines Modell-Lesers (Eco 1987) und die scenes-and-frames-Semantik (Vermeer/Witte 1990), werden hier noch kurz erläutert, ehe mit der Analyse der Textstellen begonnen wird. Außerdem konnte im Zuge dieser Masterarbeit Kontakt zum Übersetzer des Romans aufgenommen werden und dieser zu seiner Motivation bzw. den Überlegungen im Bezug auf die Übersetzung in Einfache Sprache befragt werden. Auch diese Argumente, die Kriterien des Verlags, für den er die Übersetzung verfasste, und Hintergrundinformationen sollen bei der Analyse berücksichtigt werden. Es gilt nun, herauszufinden, ob eine auf funktionale Übersetzungswissenschaft aufbauende Übersetzungskritik auch auf intralinguale Übersetzung, im konkreten Fall auf eine Übersetzung in Einfache Sprache, anwendbar ist oder ob die dafür zu Verfügung stehenden Forschungsergebnisse bislang unzureichend sind und etwas Neues, Anderes gefunden werden muss, um zufriedenstellende Ergebnisse einer intralingualen Übersetzungsanalyse zu erhalten.

4.1 tschick.

Als Analysematerial dieser Arbeit dienten zwei Versionen des bekannten Jugendromans *tschick* von Wolfgang Herrndorf. Zum einen handelt es sich dabei um die zwölfte Auflage des im September 2010 im Rowohlt Taschenbuch Verlag erschienene Buch,

das als Grundlage und standardsprachliche Bezugskomponente diene. Auf der anderen Seite steht die im Spaß am Lesen Verlag erschienene Bearbeitung des Originals und 2013 herausgekommene Version von *tschick* in Einfacher Sprache, übersetzt von Andreas Lindemann.

4.1.1 Wolfgang Herrndorf.

„Um mir klarzumachen,
daß Sie mein Blog nicht gelesen haben,
gibt es subtilere Methoden, das mitzuteilen:
Durch Schweigen zum Beispiel.“
(Herrndorf, 26.10.2011, 16:59, in seinem Blog)

Wolfgang Herrndorf wurde am 12. Juni 1965 in Hamburg geboren. Er war Student an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg, wo er Malerei studierte, was ihn in weiterer Folge dazu brachte, als Illustrator für den Schweizer Haffmanns Verlag und die Zeitschrift Titanic zu arbeiten. 2002 erschien sein erster Roman mit dem Titel *In Plüschgewittern*. Die Frankfurter Allgemeine Zeitung (2002) rezensiert diesen Debutroman wie folgt:

"In Plüschgewittern" ist die lakonisch erzählte Geschichte eines Dreißigjährigen, der statt Arbeit ein feines Gespür hat für die Peinlichkeiten, die das Leben in Form von Kindheitserinnerungen, Diskobekanntschaften und Familienbesuchen für jeden halbwegs sensiblen Menschen bereithält.
FAZ (2002)

Allerdings musste er nach seiner ersten Veröffentlichung weiter auf den großen Erfolg warten und überraschte aus diesem Grund sehr, als er 2004 beim Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt den Publikumspreis verliehen bekam, nachdem er mit seinem Text *Diesseits des Van-Allen-Gürtels* begeistern konnte. 2008 erhielt er zudem noch den Deutschen Erzählerpreis, der zu diesem Zeitpunkt zum ersten Mal verliehen wurde. Der tatsächliche Durchbruch gelang ihm jedoch erst zwei Jahre später mit seinem Jugendroman *tschick*. Im Frühling bekam er die Diagnose Glioblastom (ein tödlicher Hirntumor), im Herbst wurde *tschick* veröffentlicht und befreite Herrndorf schlagartig von finanziellen Sorgen, zumal er bis dato stets am Existenzminimum lebte. (vgl. Deutschlandfunk 2013)

Auf einmal stand er ganz oben auf den Bestsellerlisten und auch auf der Shortlist der Leipziger Buchmesse und musste mit der neugewonnenen Popularität um seine Person umgehen lernen. Er entschied sich dafür, sein Tagebuch, das er anfangs hauptsächlich für seine Familie und Freunde verfasste, um sie am Verlauf seiner Krankheit teilhaben zu lassen, in Form eines Blogs (URL: Herrndorf) zu veröffentlichen. Dieser Blog wurde nach Wolfgang Herrndorfs selbstbestimmtem Tod am 26. August 2013 auf seinen persönlichen Wunsch hin als Buch veröffentlicht und trägt den

Titel *Arbeit und Struktur*. Es ist „eine bittere Chronik seines Leidens, aber auch das Tagebuch eines Schriftstellers, der über den Tod ebenso nachdenkt wie über das Leben.“ (Spiegel online 2013) Für seinen letzten abgeschlossenen Roman mit dem Titel *Sand* bekam Wolfgang Herrndorf zudem 2012 den Preis der Leipziger Buchmesse in der Kategorie Belletristik. „Was diesen Roman so einzigartig macht, ist, mit welcher Leichtigkeit, welcher Eleganz im Ton und welchem Sinn von Komik Wolfgang Herrndorf diese absolute Alptraumszenerie erzählt.“ (Spiegel online 2012) Der Roman spielt mit Gewalt, Tod und Selbstsuche, was Wolfgang Herrndorf in den Monaten, in denen er *Sand* verfasste, im Verlauf seiner Krankheit auch selbst zu spüren bekam. Es handle sich um einen „klassischen Thriller vor exotischer Kulisse“, so der Spiegel online (2013). Sein letztes Werk mit dem Arbeitstitel *Isa* sollte eine Fortsetzung von *tschick* werden, es gelang ihm jedoch nicht mehr, diese fertigzustellen. Der unvollständige Roman wurde einen Monat nach seinem Tod unter dem Titel *Bilder deiner großen Liebe* veröffentlicht. (vgl. Zeit online 2014)

4.1.2 Inhalt.

tschick ist ein Roman über zwei Jugendliche, die in den Sommerferien mit einem gestohlenen Lada eine Reise durch Ostdeutschland wagen, auf der sie so einiges erleben. Die beiden Burschen könnten unterschiedlicher nicht sein. Maik kommt aus gutem Hause, wohnt in einer Villa mit Pool, seine Mutter jedoch hat ein Alkoholproblem und befindet sich aktuell in einer Entzugsklinik, während der Vater mit einer Assistentin auf Geschäftsreise fährt. Maik ist Außenseiter in der Schule, genauso wie der Russe Tschick, was die beiden irgendwie verbindet. Als sich die beiden Minderjährigen dann eines Sommers mit einem gestohlenen Lada auf den Weg in die Walachei machen, allerdings ohne zu wissen, wo sich diese befindet, erleben sie so einiges auf ihrer Reise, unter anderem treffen sie auch auf einen mit Gewehr bewaffneten Einsiedler. Es werden auf einer Müllkippe erste erotische Gedanken bei Maik geweckt, als sie Isa kennenlernen und selbst über den Tod zu philosophieren beginnen.

4.1.3 Rezeption und Kritik.

Wolfgang Herrndorf widmet diesen Roman seinen Freunden, wie auf einer der ersten Seiten des Buches ersichtlich wird. Herrndorf wurde 2011 für *tschick* mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet, mit folgender Jurybegründung:

Tschick ist ein Abenteuer- und auch ein Bildungsroman, mit dem Herrndorf die Modernisierung seiner Kindheitslektüren perfekt gelungen ist. Das feine Gespür des Autors für jugendrelevante Themen, komische Dialoge, der jugendlich-authentische Erzählton und der bis zum filmreifen Finale konsequent durchgehaltene Spannungsbogen machen den Roman herausragend. (Rowohlt 2011)

Das sowohl witzige als auch traurige Buch über den Roadtrip zweier Jugendlicher wirkt mit einiger Situationskomik und der realitätsnahen Verwendung von Jugendsprache

sehr glaubwürdig und echt. Jugendliche LeserInnen können sich gut mit den Protagonisten Maik und Tschick identifizieren, zumal diese es mit ihrer Umwelt nicht leicht haben und aber trotzdem nicht im Selbstmitleid versinken, sondern das Beste aus ihrer Situation machen. (vgl. Rowohlt 2011a) In diesem Roman wird vor allem auch sehr offen und ehrlich damit umgegangen, „wie wenig diese Jungs von manchen Dingen im Leben verstehen. Und wie viel sie doch schon vom Leben wissen – besonders von der Sehnsucht nach Freiheit und Vertrauen.“ (Howahl 2011) Auf sprachlicher Ebene ist Herrndorf sehr klar und oft auch an der mündlichen Sprache angelehnt, wenn er Wörter und Phrasen wie „vollgeschifft“ (*tschick* 2010:7) oder „Du bist der Einzige, der sie nicht mit dem Arsch anguckt.“ (*tschick* 2010:85) einbaut.

Allerdings läuft in „Tschick“ bei allem Witz, all den komischen Dialogen und herrlichen Szenen stets eine zweite Tonspur mit. Darauf erklingen Lieder von Einsamkeit, Außenseitertum, Freundschaft, erster Liebe, und da zeigt sich Herrndorfs Einfühlungsvermögen genauso gut. (Bartels 2010)

Kritische Stimmen jedoch halten *tschick* für zu wenig ausgereift, da er innerhalb weniger Monate verfasst werden musste, da der Verlag Angst hatte, Herrndorf könnte sterben, bevor der Roman beendet war. „Die haben vorn schon gedruckt und in der Mitte lektoriert, als ich hinten noch geschrieben habe.“ (Spiegel online 2013a) René Hamann (Perlentaucher 2010) wiederum kritisiert, dass das Ende des Romans sehr absehbar sei und der Hollywood-Schluss quasi nach einer Verfilmung schreit, womit er (im Nachhinein betrachtet) ja durchaus recht behalten hat, da *tschick* mittlerweile tatsächlich auch verfilmt wurde.

4.2 Grundlagen für die Analyse.

4.2.1 Handlungstheoretische Übersetzungsansätze in Leichter Sprache.

Oft greifen ÜbersetzerInnen stark in Ausgangstexte ein, da die „Treue“ zum Ausgangstext nicht das einzig wahre Kriterium ist, das sie bei einer Übersetzung heranziehen. Diese „Treue“ ist es also nicht, die die Handlungen der ÜbersetzerInnen bestimmt, sondern es sind andere als das Kriterium „Äquivalenz“, die Übersetzungsentscheidungen beeinflussen. Die Form, in der sich diese Eingriffe zeigen können, ist sehr vielfältig. Für handlungstheoretische Übersetzungsansätze jedoch lässt sich zusammenfassen, dass „der Zweck des Ausgangstextes und sein Funktionieren in der Zieltextsituation“ (Bredel/Maaß 2016a:204) an erster Stelle stehen. Die alleinige Kenntnis über sprachliche Entsprechungen und die Existenz eines Ausgangstextes ist nicht Grundlage genug, eine Übersetzung tatsächlich auch durchzuführen. Zu allererst sollten Antworten auf die Fragen „Welches Ziel verfolgt die Übersetzung? Was soll sie bewirken?“ gefunden werden.

Die ÜbersetzerInnen sind in diesem Handlungsgefüge jene, bei denen die Fäden zusammenlaufen, da sie, gemäß den Vorgaben einer handlungstheoretischen Übersetzungswissenschaft in Zusammenarbeit mit weiteren ExpertInnen, einen adressatInnenorientierten Zieltext erstellen, dessen Zusammenhang mit dem Ausgangstext in unterschiedlichster Art und Weise argumentiert werden kann. Texte an sich haben also noch gar keinen bestimmten „Sinn“, es ist Aufgabe der ÜbersetzerInnen, sich auf Basis der Lektüre des Ausgangstextes und weiteren Informationen, die sie zum besseren Verständnis herangezogen haben, eine Grundlage zu schaffen, auf der ein potentieller Zieltext erstellt werden kann. Die Funktion, die ein Text haben wird, wird ihm ohnehin auch erst in der Zielsituation zugewiesen, während Äquivalenz in diesem Zusammenhang keinen Platz findet, zumal diese als Illusion (vgl. Snell-Hornby 1986:13) gilt. Die Bedeutung des Ausgangstextes wird im Gegensatz zur Bedeutung der Rolle der ÜbersetzerInnen deutlich geschmälert, da dieser bei der Erstellung eines funktionierenden Zieltextes nur einer von etlichen Inputs ist, die auf dem Weg zu einer Übersetzung herangezogen werden. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:206f) Damit gelingt es den ÜbersetzerInnen, sich nicht mehr an strikte Vorgaben halten zu müssen, vielmehr haben sie auch ein Stück weit schöpferische Freiheit, die natürlich einhergeht mit mehr Verantwortung. Man spricht also weniger von Äquivalenz als von Adäquatheit, sobald man eine Übersetzung an das Zielpublikum ausrichtet. „Man übersetzt a d ä q u a t, wenn man die Zeichenwahl in der Zielsprache konsequent dem Zweck der Übersetzung unterordnet.“ (Reiß/Vermeer 1984:139, Hervorhebung im Original) Das setzt jedoch voraus, dass man das Zielpublikum sehr genau kennt und dessen Vorwissen bei der Erstellung einer Übersetzung auch miteinbezieht, was vor allem im Bereich der barrierefreien Kommunikation ein entscheidender Schritt ist. Daraus lässt sich schließen, dass Ausgangstext und Zieltext im Bezug auf ihren Status sehr unterschiedlich sein können, da bei Texten in Einfacher und Leichter Sprache prinzipiell die Informationsfunktion im Vordergrund steht. Das wiederum entspricht exakt den Vorstellungen und Überlegungen der Skopostheorie, die beschreibt, wie bereits in einem vorangegangenen Kapitel ausführlich erwähnt, dass ein Zieltext ein Informationsangebot über den Ausgangstext sei (vgl. Reiß/Vermeer 1984:76). Da also eine Veränderung der Funktion im Zieltext nichts Besonderes darstellt und teilweise, aus Gründen der Anpassung an das Zieltextpublikum, auch vorausgesetzt wird, soll hier gezeigt werden, dass diese Grundsätze auch für eine Übersetzung in Einfache Sprache gelten, eben weil sie so weit gefasst und großzügig interpretierbar sind. In welcher Form dies jedoch beim jeweiligen Text notwendig und sinnvoll ist, entscheiden die ÜbersetzerInnen, die in ihrer Rolle auch als ZielkulturexpertInnen tätig werden müssen, um den komplexen Aufgaben gerecht werden zu können. Genau dies geschieht auch bei Übersetzungen in Leichte oder Einfache Sprache. Auch hier verlassen sich die AuftraggeberInnen da-

rauf, dass die ÜbersetzerInnen urteilen, wie ein Text aufgebaut werden muss, um situationsadäquat eingesetzt werden zu können. „Für Leichte-Sprache-Übersetzer(innen), die Kontakt mit Prüfgruppen haben, etwa die Leichte-Sprache-Büros der Lebenshilfe, ist der Anspruch, Experten für die Zielkultur zu sein, essentieller Teil der Kommunikation mit dem Kunden.“ (Bredel/Maaß 2016a:208) Der Kontakt alleine ist aber noch kein Qualitätsmerkmal der Übersetzung an sich. Im Bereich der Leichten und Einfachen Sprache kommt es vor allem darauf an, die Kompetenz zu haben, um Implizites in Texten zu erkennen und dies für die ZieltextrezipientInnen aufzulösen und an die Oberfläche zu bringen. Dies geschieht, da die potentiellen AdressatInnen von Texten in Einfacher und Leichter Sprache das sprachliche und sachliche Wissen dazu nicht mitbringen und es gilt, diese Wissenslücken durch Explizitmachen zu kompensieren. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:204ff)

Zusammenfassend kann man also festhalten, dass ÜbersetzerInnen sowohl im interlingualen Kontext als auch im Kontext der Leichten und Einfachen Sprache den Ausgangstext im Sinne der Skopostheorie als Informationsangebot sehen sollten, aus dem ausgewählt werden kann und es oberste Priorität hat, den Zieltext an die Situation anzupassen, in der sich die LeserInnen und RezipientInnen befinden. Die finnische Translationswissenschaftlerin Hanna Risku meint dazu:

Der Translator bzw. die Translatorin bewertet, wie relevant das gelieferte Ausgangsmaterial ist. Welche Funktion haben die einzelnen Elemente des Ausgangstextes? Wie sieht seine innere Struktur aus? Die Rolle des Ausgangstextes wird dabei neu gewichtet.
(Risku 2009:40)

Risku (2009:41) verweist außerdem darauf, dass untersucht werden muss, ob es eine dem Ausgangstext entsprechende Textsorte in der Zielkultur überhaupt gibt bzw. was passieren würde, wenn diese auf einmal dort auftauchen würden. Eine Überlegung, die in Riskus Kontext allerdings hauptsächlich auf interlinguale und interkulturelle Übersetzung ausgelegt wird. Aber auch die unterschiedlichen Diakulturen, zwischen denen eine Übersetzung aus Standardsprache in Einfache oder Leichte Sprache stattfindet, können unterschiedliche Konventionen im Bezug auf die Textsorten aufweisen und tun dies auch. So etwa gilt es zu berücksichtigen, dass es bei der Übersetzung in Leichte Sprache Grenzen gibt, da für bestimmte Textsorten und deren Inhalte Grundkenntnisse vorausgesetzt werden müssen, die die ZieltextleserInnenschaft allerdings nicht zu 100% aufweisen kann. Und dabei kommt es nicht mehr darauf an, mit welchen Worten oder in welcher Form man Dinge vermittelt, oft setzen Textsorten ein Allgemeinwissen voraus, das in der Zielkultur nicht gegeben ist.⁷ Es muss also darauf Acht gegeben werden, ob und in welcher Form die ZieltextrezipientInnen mit den „typi-

⁷ für weiterführende Informationen und anschauliche Beispiele (Bsp.: Kreisdiagramm) siehe Bredel/Maaß 2016a:209f

sche[n] Verbalisierungsstrategien der Schriftlichkeit“ (Bredel/Maaß 2016a:210) vertraut sind und ob ein gewisses Vorwissen im Bezug auf Textsorten und deren Verhältnis zueinander vorliegt. Eine Funktionsverschiebung ist deswegen nicht immer abwendbar, da es Textsorten gibt, die in Einfacher und Leichter Sprache nicht problemlos wiedergegeben werden können (Bsp.: Rechtstexte). Auch Werbetexte stellen aufgrund ihrer Implikaturen und Präsuppositionen eine Herausforderung für die ÜbersetzerInnen dar. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:207ff)

Auf Grundlage der handlungstheoretischen Ansätze konzipierte Zieltexte sind also flexible, in Absprache mit AuftraggeberInnen und PrüferInnen gestaltbare Texte, die keine Äquivalenz zum Ausgangstext aufweisen müssen. Hierbei gibt es keine Unterschiede zwischen interlingualen Übersetzungen, für die diese Ansätze primär aufgestellt wurden, und intralingualen Übersetzungen, wie jenen in Leichte oder Einfache Sprache. (vgl. Bredel/Maaß 2016a:219f)

4.2.2 Margret Ammann.

4.2.2.1 Kriterien für eine allgemeine Kritik.

Lange Zeit war die Übersetzungskritik wissenschaftlich gesehen ein Teil der Vergleichenden Literaturwissenschaft und damit eine „theoretische Antwort auf eine praktische Anfrage“ (Ammann 1993:434). Erst mit der Erkenntnis, dass objektiv nachvollziehbare Bewertungskriterien nötig sind, konnte in wissenschaftlicher Hinsicht weitergedacht werden und die Übersetzungskritik wanderte von der Vergleichenden Literaturwissenschaft weiter in den Bereich der Übersetzungswissenschaft.

Die Übersetzung wurde als Handlung in einem Handlungsgefüge erkannt, wobei eine Kritik derselben sich nicht auf die sprachliche Ebene beschränken, sondern die gesamte Kommunikationssituation, in der sich eine Übersetzung ansiedelt, berücksichtigt werden sollte. Auch Faktoren, durch die ein Übersetzungsprozess bestimmt wird, spielen dabei eine Rolle, wodurch Kriterien wie der Skopos, AuftraggeberInnen bzw. ZieltextrezipientInnen in den Fokus rücken. Der translatorische Handlungsrahmen ist demnach je nach Produktart unterschiedlich und spezifisch. Ein genaues Segmentieren, Recherchieren und Evaluieren ist essentiell, will man offensichtliche „Fehler im Translat“ vermeiden. Zu einer „Prozesskritik“, wie Ammann (1993:435f) sie nennt, gehört außerdem auch noch die Berücksichtigung der Vorgaben seitens des Verlags, der RezipientInnenenerwartung bzw. der ÜbersetzerInnen selbst.

Im Bezug auf die „Translatkritik“ (Ammann 1993:437) muss nun festgehalten werden, dass der Stellenwert eines Textes in verschiedenen kulturellen Zusammensetzungen nun auch unterschiedlich ausfallen kann. Die Gewichtung der unterschiedlichen Bewertungskriterien ergibt sich also erst dadurch, dass man den Skopos und

die Translatfunktion in den Mittelpunkt der Analyse stellt, zumal es zu beachten gilt, dass diese eine Reihe an Anforderungen mitbringen.

In bezug auf die innersprachlichen Instruktionen untersucht nun der Kritiker bei den semantischen Elementen die Äquivalenz, bei den lexikalischen die Adäquatheit, bei den grammatikalischen die Korrektheit und bei den stilistischen die Korrespondenz ihrer Wiedergabe in der Übersetzung.

(Reiß 1971:68f)

Reiß (1971:69) betont außerdem, dass die interne Abhängigkeit der innersprachlichen Kriterien beachtet werden muss, denn je nach Textsorte bzw. Auftrag, kann eine Kategorie der anderen überlegen sein bzw. als wichtiger empfunden werden. Diese Überprüfungen erfolgen zunächst also ausschließlich am Translat. Sollte ein Verstoß gegen die Regeln der Zielsprache vorliegen, muss also geklärt werden, ob es sich bei diesem Verstoß um einen funktional bedingten handelt. Außerdem müssen Layoutfragen und Platzvorgaben in diesem Zusammenhang geklärt werden.

Die Beziehung zwischen Ausgangstext und Translat sollte also einer Beziehung zwischen zwei Originalen entsprechen, da die Texte jeweils als Ganzes zu sehen und zu bewerten sind. Eine Übersetzungskritik macht es sich also nicht zur Aufgabe, ausschließlich Fehler aufzuzählen, die sich auf Oberflächenstrukturen ergeben, sondern das Ziel sollte sein, zu zeigen, wie der Skopos und die gewählte Übersetzungsstrategie zusammenhängen und wie sie umgesetzt wurden. Es muss darauf geachtet werden, inwieweit ein sogenannter „ausgangskultureller Gehalt“ vermittelbar ist, da die RezipientInnen ja nicht das Original lesen sondern mit der Interpretation und dem Verständnis der ÜbersetzerInnen konfrontiert werden. (vgl. Ammann 1993:440f)

4.2.2.2 Das Analysemodell.

The reference to skopos theory
is made because intralingual translation
of the type under investigation here
only makes sense within a functionalist paradigm,
i.e. one that allows adaptations of the target text
in accordance with its function
vis-a vis the target audience.
(Hill-Madsen 2015:85)

Die Grundlage von Margret Ammanns Analysemodell zur Übersetzungskritik bildet nun die Skopostheorie und das Modell einer Übersetzungskritik von Hans Josef Vermeer. Dieses beinhaltet, zu fokussieren, dass ein AdressatInnenbezug hergestellt werden muss und jegliche Form der Translation auch RezipientInnen voraussetzt. Zentrale Fragen wie jene nach der Textrezeption, der Textproduktion und der Beziehung zwi-

schen Ausgangstext und Zieltext werden in diesem Zusammenhang behandelt. Welche Rolle spielen die LeserInnen im Bezug auf die Gliederung und Beschaffenheit eines Textes und woran kann Textkohärenz festgemacht werden? Es gilt auf jeden Fall, die Übersetzungskritik von der Funktion, die sie erfüllen soll, zu trennen. (vgl. Ammann 1990:209ff) Vermeer entwirft für eine solche Kritik fixe Schritte, die es in dieser Reihenfolge zu beachten gilt und die Ammann (1990:212) erneut aufgreift:

1. Feststellung der Translatfunktion: der Zieltext muss ein eigenständiger Text sein, dessen kultureller Zusammenhang und Skopos sich von dem des Ausgangstextes unterscheiden kann.
2. Feststellung der intratextuellen Translatkohärenz: der Zieltext muss inhaltlich und auch in seiner Form kohärent sein. Zusätzlich müssen auch Inhalt und Form zueinander kohärent sein.
3. Feststellung der Ausgangstextfunktion: der Ausgangstext muss ein eigenständiger Text sein, dessen kultureller Zusammenhang und Skopos sich von dem des Zieltextes unterscheiden kann.
4. Feststellung der intratextuellen Ausgangstextkohärenz: der Ausgangstext muss inhaltlich und auch in seiner Form kohärent sein. Zusätzlich müssen auch Inhalt und Form zueinander kohärent sein.
5. Feststellung einer intertextuellen Kohärenz zwischen Translat und Ausgangstext: es ist auch möglich, dass Inkohärenz beabsichtigt ist, dann gilt es, diese wiederzugeben.

Aus diesen Schritten zur Übersetzungskritik ist also abzulesen, dass eine Analyse des Translats vor der Analyse des Ausgangstextes geschehen soll, um sicherzugehen, das Translat auch tatsächlich als eigenständigen Text aufzufassen. Man soll also auf jeden Fall davon abkommen, eine Übersetzung auf Wortebene zu untersuchen ohne jegliche Kenntnis des Ausgangstextes bzw. dessen Funktion. Man muss außerdem beachten, dass auch jene Person, die die Übersetzungskritik durchführt, in einen kulturellen Kontext eingebunden ist und dementsprechend ihre Rolle als RezipientIn auch wahrnimmt. (vgl. Ammann 1990:212f)

Ammann (1990:213f) hält fest, dass „Treue“ oder „Ferne“ von Texten nur in Bezug auf einen Skopos verständlich sind, der dieser Beziehung übergeordnet ist. Es gilt also, stets die Funktion beider Texte (Ausgangstext und Zieltext) zu berücksichtigen, wenn intratextuelle Kohärenz überprüft werden soll. Außerdem spielen die LeserInnen eine unglaublich wichtige Rolle, da ein Text erst in der Rezeption zu dem wird, was er ist. Die Funktion und die intratextuellen bzw. intertextuellen Relationen sind ohne RezipientInnen gar nicht feststellbar. Dementsprechend sollten bei einer Übersetzung nach funktionalen Kriterien die EmpfängerInnen im Zentrum stehen und das, was

diese brauchen bzw. wollen und es sollte außerdem darauf Rücksicht genommen werden, was diese kennen.

Das Translat wird nach den Überlegungen von Ammann (1990:219f) also dem Ausgangstext gleichberechtigt gegenübergestellt, wobei die Wirkung und Rezeption des Translats auf die LeserInnen untersucht wird. Ammann ist der Ansicht, dass die meisten übersetzungskritischen Modelle ausschließlich auf Grundlage der Bilingualität entstehen, während sie die Bikulturalität gänzlich unbeachtet lassen und dementsprechend zu keiner „Perspektivenübernahme“ fähig sind. Dass es nun unterschiedliche Bedingungen gibt, unter denen Texte rezipiert werden können und die Wirkung der Texte auch dadurch beeinflusst werden kann, muss also nicht noch einmal extra ausgeführt werden.

4.2.2.3 Der Modell-Leser.

In diesem Zusammenhang sei nun das Konzept des „Modell-Lesers“ von Umberto Eco (1987) angeführt, das besagt, dass die Situation, in der ein Text rezipiert wird, die Interpretationsmöglichkeiten einschränkt und auch die literarische Erfahrung der RezipientInnen eine entscheidende Rolle dabei spielt. Der erste Eindruck, den ein Text auf die RezipientInnen macht, ist essentiell für die Einordnung und Akzeptanz des Textes, aber inwieweit tragen LeserInnen selbst zur Wirkung eines Textes bei?

Jeder Mensch hat eine eigene Strategie, wenn es um das Thema Textrezeption geht und jeder Mensch kann dabei ganz für sich persönlich ein „richtiges“ Textverständnis erlangt haben, abgesehen davon ob dies auch dem der breiten Masse entspricht. Ein Translat lässt sich demnach als Ergebnis einer Interpretation und deren Kritik zusammenfassen, denn Lesestrategien und Interpretationen von RezipientInnen sind nie als willkürlich aufzufassen, sondern basieren stets auf den Erfahrungen, die sie in ihrer „literarischen Karriere“ bereits gemacht haben. TranslatorInnen selbst jedoch dürfen sich nicht als Modell-LeserInnen bezeichnen, zumal sie den Text bereits mit dem Hintergrundwissen lesen, dass sie diesen auch übersetzen werden und dementsprechend andere Parameter für sie wichtig werden. Die Erwartungen, die LeserInnen jedoch an einen Text haben, können kulturspezifisch sehr unterschiedlich sein und dadurch ist es durchaus auch nachzuvollziehen, dass LeserInnen auf einen Text irritiert reagieren können, wenn dieser nicht mit ihren Erwartungen übereinstimmt.

Im Bezug auf die Textinterpretation seitens der ÜbersetzungskritikerInnen selbst, muss festgehalten werden, dass, laut Ammann (1990:228), diese dazu neigen, das Translat an ihrer eigenen Interpretation des Originals zu messen, da auch sie nur in gewissem Ausmaß dazu in der Lage sind, zu abstrahieren und das Translat tatsächlich auf einer Metaebene zu betrachten. Dementsprechend selten ist eine Beschreibung von einer impliziten Bewertung trennbar.

4.2.2.4 Scenes and Frames in der Übersetzungskritik.

Hans Josef Vermeer und Heidrun Witte (1990) stellen in ihrem Beiheft zu TEXT-conTEXT die *scenes* und *frames* im Rahmen der Übersetzungswissenschaft in den Vordergrund und erklären, was genau damit gemeint ist bzw. wie sie dieses Konzept auslegen und auf die Übersetzungswissenschaft anwenden. Eingeführt wurden die Begriffe allerdings von Charles Fillmore, dessen Überlegungen auch als Grundlage für die Weiterentwicklung von Vermeer und Witte dienen.⁸ Es bedarf zuallererst also einer Begriffsdefinition.

Eine *scene* lässt sich laut Vermeer und Witte (1990:51f) als Vorstellung beschreiben, die sich, auf Wahrnehmungen gestützt, im Kopf einer Person bildet. Dabei spielen die Sinnesorgane und das, was man über sie wahrnimmt eine wesentliche Rolle, zumal sie teilweise auch gleichzeitig angeregt werden können. Diese *scenes* entstehen rund um ein Thema, wobei beachtet werden muss, dass sie auch durch „erlernte Muster“ (Vermeer/Witte 1990:52) beeinflusst werden können und man so gleich von „Enkodierung in *scenes*“ sprechen kann. Es gilt jedoch, festzuhalten, dass alle *scenes*, die in einem Kopf entstehen jeweils kulturspezifisch sind. „Scene“ sei also das para-, dia- oder idioskulturspezifisch und situationell und dispositionell gesteuerte „Bild“ von Welt ‚im Kopf‘ eines Menschen.“ (Vermeer/Witte 1990:54) Dies gilt es allerdings vor allem im Zusammenhang mit Translation zu beachten, zumal jegliche *scenes*, sobald sie in eine andere Kultur übertragen werden, dort auch wieder einen neuen Stellenwert bekommen und anders rezipiert werden. Die *scenes* können jedoch auch verändert werden, sollte der Mensch Neues wahrnehmen bzw. äußere Einflüsse in einer Weise auf sich wirken lassen, dass sie zum Umdenken bzw. Erweitern des Horizonts anleiten. Ob uns Menschen alle *scenes* stets bewusst sind, ist unklar bzw. davon abhängig, ob man sie sich bewusst machen möchte. Beim Übersetzen jedoch dient das Bewusstmachen des Textinhalts durchaus dazu, komplexe Sachverhalte leichter zu verstehen und kann dadurch auch die übersetzerische Tätigkeit bis zu einem gewissen Grad vereinfachen bzw. zumindest ihren Teil dazu beitragen. (Vermeer/Witte 1990:58)

Neben den eben besprochenen *scenes* gibt es in diesem Kontext auch noch die *frames*, die als „realisierter Ausdruck für eine *scene*“ (Vermeer/Witte 1990:60) beschrieben werden können. Sobald *scenes* sprachlich oder in anderer Form festgehalten werden, ist dies ein sogenannter *frame*. Man muss jedoch beachten, dass eine sprachliche oder andere Kodierung einer *scene* immer auch die Meinung über eine *scene* beinhaltet, selbst wenn sie zum Beispiel mit einer Geste realisiert wird. „Als „frame“ kann jegliches wahrnehmbare Phänomen (Vorkommen), das als informationshaltig aufgefaßt wird, interpretiert werden.“ (Vermeer/Witte 1990:66) Im Bereich der

⁸ für weiterführende Informationen siehe Fillmore (1977)

Translation kann man *frames* der Ausgangskultur oft nicht genauso in die Zielkultur übertragen, da die Gestaltung eines Ziel-*frames* von der „intendierten Zielszene ab[hängt], die ihrerseits durch den Translationskopos bedingt wird.“ (Vermeer/Witte 1990:70)

Zusammenfassend kann man nun sagen, dass es bei *scenes* und *frames* im Bereich der Translation darum geht, dass ein Ausgangstext (*frame*) eine Vorstellung (*scene*) im Kopf der RezipientInnen (in dem Fall der TranslatorInnen) auslöst, die dann zu einem neuen (Ziel-)Text (*frame*) mit der dazugehörigen Vorstellung (*scene*) wird. (vgl. Ammann 1990:225) Es ist außerdem auch möglich, dass durch ein *frame* unterschiedliche *scenes* in den Köpfen der RezipientInnen entstehen und umgekehrt durch unterschiedliche *frames* dieselbe *scene* im Kopf hervorgerufen wird. (vgl. Vermeer/Witte 1990:71) Um nun aber tatsächlich auch einen konkreten Text analysieren zu können, gilt es, die einzelnen *scenes*, die im Laufe einer Lektüre im Kopf entstehen, schließlich zu einer Gesamt*scene* zusammenzufassen und das, was verschiedene LeserInnen dabei empfinden, zu vergleichen. Im Kontext der Translation ist der eben besprochene Modell-Leser nicht ausreichend, da hierbei ausschließlich die RezipientInnen-sicht eingenommen wird. Im Zusammenhang mit Translation werden allerdings verschiedene Rollen betrachtet und dementsprechend auch mehrere *scenes* vermittelt:

Zum einen haben wir die *scene* in der Vorstellung eines ausgangskulturellen Textproduzenten, die *scene*, die der Translator als Rezipient dieses ausgangskulturellen Texts aufbaut, dann die *scene*, die er seinen Ziellesern vermitteln will und schließlich die von einem Zielrezipienten realisierte *scene*.
(Ammann 1990:226)

Auch die unterschiedlichen Erwartungen, die LeserInnen an einen Text haben, variieren nicht nur, aber natürlich auch, kulturell bedingt. Für die Rezeption eines Textes muss man sich also vor Augen führen, für welche Leserschaft dieser Text intendiert war.

Wenn wir eine Übersetzung bewerten und sie mit dem sogenannten ‚Original‘ vergleichen, vergleichen wir im Grunde die Übersetzung mit unserer Interpretation des Originals, die mit der des Übersetzers nie genau übereinstimmen wird.
(Ammann 1990:228, zit. in Arrojo 1986:137)

4.2.3 Andreas Lindemanns Übersetzung in Einfache Sprache.

Der aus Dortmund stammende Übersetzer Andreas Lindemann hatte neben den für den Verlag essentiellen Kriterien für eine Übersetzung in Einfacher Sprache auch eigene Ansätze, die er verfolgte, um das Buch so zu gestalten, wie man es heute erwerben kann. Wenn im Folgenden auf die von Lindemann angeführten Kriterien verwiesen wird, so geschieht dies anhand der im Anhang angeführten, nummerierten Mails.

Lindemann arbeitet für den Verlag „Spaß am Lesen“, der sich speziell für verständliche Texte für alle Menschen einsetzt und in dem auch das zu analysierende Buch *Tschick* erschienen ist. Dieser Verlag hat Leitlinien, auf denen auch Lindemanns Kriterien aufbauen. Lindemann jedoch beruft sich auch auf das Wissen, das er aus Gesprächen mit Jürgen Genuneit, einem Fachredakteur des „Spaß am Lesen“-Verlags und einer, der sich bereits seit vielen Jahren mit der Alphabetisierung auseinandersetzt, hat. Lindemanns Kriterien, wie er sie in einem Mail (Anhang 4) vom 25. Mai 2017 schildert:

- Der zu Grunde liegende Text soll aufs Wesentliche reduziert und dieses möglichst einfach und eindeutig ausgedrückt werden. Handelt es sich um einen fiktionalen Text, sollte die Übersetzung zudem soweit als unter diesen Umständen realisierbar literarische Qualität aufweisen.
- Die Geschichte muss chronologisch erzählt werden (die Übersetzung von "Tschick" konnte also nicht in der Art beginnen wie der Originaltext; ein anderes Beispiel ist meine, leider noch nicht erschienene, Übertragung von Thomas Manns Venedig-Novelle, bei der ich das zweite Kapitel an den Anfang stellen musste).
- Die Sätze sollten maximal 15 Wörter (besser weniger) und nicht mehr als ein Komma haben.
- Die Wörter sollten möglichst kurz und einfach sein; Fachbegriffe, Fremd- und fremdsprachige Wörter sollten vermieden werden. Wenn davon auszugehen ist, dass der Zielgruppe bestimmte Wörter/Begriffe/Namen/Orte etc. nicht bekannt oder im gegebenen Kontext nicht verständlich sind, sind sie zu erklären.
- Auf Metaphern u. dgl. muss verzichtet werden; was zu sagen ist, sollte klar und deutlich gesagt werden.
- Vom Genitiv ist weitgehend abzusehen. Also bspw. nicht "Frau Schnabls Arbeit", sondern "Die Arbeit von ...".
- Der Konjunktiv darf nur dann (besser gar nicht) verwendet werden, wenn sich keine andere sinnvolle Lösung finden lässt.
- Der Text sollte überwiegend im Aktiv stehen und im Verbalstil geschrieben sein.

(Lindemann 2017)

Diese Grundlagen versuchte Andreas Lindemann einzubauen, als er die Übersetzung von *tschick* begann und sie dürften verlagsintern festgelegt worden sein, denn nicht alle der oben angeführten Kriterien sind auch tatsächlich von den ExpertInnen für Leichte und Einfache Sprache (vgl. Bredel/Maaß 2016) als solche ausgewiesen. Zur Chronologie der Erzählung etwa gibt es seitens der Regelwerke keine Angaben und auch die Regel „Die Sätze sollten maximal 15 Wörter [...] haben“ (Lindemann 2017) kommt aus den Regelwerken für Leichte Sprache und wurde in diesem Fall für Einfache Sprache übernommen. Im Detail wird das Einhalten bzw. der Verstoß gegen diese Regeln dann anhand der Analysebeispiele demonstriert.

Für Andreas Lindemann war *tschick* damals seine allererste Übersetzung in Einfache Sprache, von der er auch mehrere Versionen erstellte, ehe die dritte dann den für den Verlag passend erscheinenden Mittelweg zwischen der ersten (zu schwierigen) und der zweiten (zu einfachen) Fassung darstellte. Lindemann ist der Ansicht, dass eine Übersetzung in Einfache Sprache auch möglichst alle wichtigen Informationen des Ausgangstextes beinhalten sollte und diese in kompakter Form und auf das Wesentliche reduziert in einer für die Zielgruppe passenden Sprache wiedergeben soll. (vgl. Lindemann 2017, Anhang 10)

4.3 Analyse.

Dem weiter oben besprochenen Modell von Margret Ammann folgend, werden hier nun die dafür vorgesehenen fünf Analyseschritte verfolgt und in weiterer Folge auch versucht, die Rahmenbedingungen des Übersetzers Andreas Lindemann auf ihre tatsächliche Anwendung in der Übersetzung zu analysieren. Aus Gründen der besseren Übersicht wurden die jeweilig zu vergleichenden Textstellen des Translats bzw. Ausgangstextes direkt hintereinander angeführt und abschließend noch die intertextuelle Kohärenz der beiden Texte zueinander analysiert, wobei sich dabei auf die vorangegangenen Analysebeispiele berufen wird.

4.3.1 Translatfunktion.

Die vorliegende Ausgabe von Wolfgang Herrndorfs *Tschick In Einfacher Sprache* ist 2013 im Spaß am Lesen Verlag in Münster erschienen. Es ist dies bisher die erste Auflage der Übersetzung von Andreas Lindemann und integriert sich gut in das allgemeine Verlagsprogramm. Der Verlag gehört zum niederländischen großen Bruder Eenvoudig Communiceren und hat bislang etwa 40 leicht verständliche Bücher herausgebracht, um es Menschen mit Leseschwierigkeiten zu ermöglichen, auch Spaß am Lesen zu empfinden. Die Zielgruppen des Verlags lassen sich laut dessen Website (URL: Spaß am Lesen) in zwei große Gruppen unterteilen. Erstens werden jene LeserInnen angesprochen, die, in welcher Form auch immer, mit einer geistigen Behinderung zu kämpfen haben, während auf der anderen Seite ungeübte LeserInnen stehen bzw. LeserInnen, die die deutsche Sprache nicht gut beherrschen. Der Spaß am Lesen Verlag verlegt also ausschließlich Bücher, Zeitungen und Zeitschriften in Einfacher Sprache. Daraus lässt sich ableiten, dass die Funktion des Translats eine leicht verständliche und dennoch literarische ist, die der Unterhaltung dienen soll und gleichzeitig eine Gratwanderung zwischen Verstehen und Spaß darstellt.

Optisch lässt sich festhalten, dass das übersetzte Buch auf dem Cover bereits den roten Lada zeigt, der in der Geschichte eine tragende Rolle spielen wird. Außerdem versteckt sich hinter dem Lada eine Kuh und ein oranges Straßenschild schreibt „TSCHICK In Einfacher Sprache“ zentral auf das Cover. Der Autor, Wolfgang Herrndorf wird erwähnt und am unteren Rand auch noch der Verlag. Rein optisch kann man das Cover nicht mit anderen Werken desselben Verlages vergleichen, da keine Gemeinsamkeiten ins Auge springen. Öffnet man das Buch, muss allerdings gesagt werden, dass es ein Inhaltsverzeichnis enthält und ein Vorwort verfasst wurde, was zusätzlich zum besseren Verständnis beiträgt, wie Bredel/Maaß (2016:195f) festgestellt haben. Außerdem enthält das Buch am Ende eine kurze Erklärung zu Rezeption von *tschick*, zusätzlich zu einer fünfseitigen Wörterliste, anhand derer schwierige Wörter erklärt werden. Weitere Paratexte gibt es nicht. Auf der Rückseite des Buches wird

zuerst der Autor vorgestellt und die Preise, die *tschick* abgeräumt hat, aufgezählt. Außerdem wurde ein kurzer aber zentraler Dialog zwischen den Hauptfiguren des Buches abgedruckt, gefolgt von einer kurzen allgemeinen Zusammenfassung des Buches. Die Übersetzung ist in 26 Kapitel unterteilt, die jeweils einen Titel haben und das Buch wird auf 58 Seiten abgehandelt.

4.3.2 Ausgangstextfunktion.

Der hier vorliegende Ausgangstext, der Roman *tschick* von Wolfgang Herrndorf, ist die zwölfte, im August 2012 gedruckte Auflage des 2010 erschienenen Buches. Es wurde im Rowohlt Taschenbuch Verlag veröffentlicht, dem „rororo“. Diese Taschenbuchreihe gibt es bereits seit 1950 und sie „revolutionierte damit den deutschen Buchmarkt.“ (URL: Rowohlt) Es ist ein riesiger Verlag mit einer Auflage von mittlerweile über 600 Millionen Büchern und einem sehr breit gefächerten Programm. Es wird sowohl Unterhaltungsliteratur als auch Anspruchsvolles verlegt, Deutsches und Internationales. Der hier relevante Roman von Wolfgang Herrndorf ist in die Kategorie Belletristik einzuordnen und es lässt sich ableiten, dass er zur Unterhaltung gedacht ist. Dass das Buch ausdrücklich als Jugendroman gekennzeichnet wird, ist nicht festzustellen, allerdings lässt der Inhalt bzw. die rückwärtige Inhaltsangabe darauf schließen. Und auch die Einteilung auf der Website des Rowohlt-Verlags (URL: Rowohlt Jugend) steckt *tschick* in diese Schublade, auch wenn das Buch am Einband nicht kennzeichnet, dass die Zielgruppe explizit junge LeserInnen sind.

Optisch lässt sich der Einband im weitesten Sinne als ein Bild beschreiben, das eine verschwommene Landschaft zeigt, so wie man sie aus einem fahrenden Auto sieht. Es sind keine konkreten Objekte abgebildet, sondern die Querstreifen aus grau, grün, gelbbraun bis hellblau lassen auf eine Straße, eine Wiese, eventuell einige spätsommerlich gefärbte Bäume und den Himmel schließen. Auf dem Cover ist neben dem Buchtitel und dem Autor auch noch die Bezeichnung „roman“ angebracht, ebenso wie am linken Rand der Verlag „rororo“. Auffallend ist, dass der Roman gleich zu Beginn eine Doppelseite mit (ausschließlich positiven) Pressestimmen enthält, ehe der Autor und seine Auszeichnungen noch kurz erwähnt werden. Herrndorf widmet das Buch seinen Freunden und stellt dem ersten Kapitel ein Zitat aus dem Film „Welcome to the Dollhouse“ von Todd Solondz voran (Herrndorf 2010:5):

„Dawn Wiener: I was fighting back.

Mrs. Wiener: Who ever told you to fight back?“

Sonstige Paratexte sind in diesem Buch nicht vorhanden, zumal es bis auf die letzte Seite beschrieben wurde. Das Buch besteht aus 49 Kapiteln, die auf 254 Seiten abgehandelt werden. Auf der Rückseite des Buches ist eine Inhaltsangabe und ein Zitat einer Rezensentin aus der FAZ abgedruckt.

4.3.3 Intratextuelle Translat- und Ausgangstextkohärenz.

Es wurden für diese exemplarische Analyse Textstellen gewählt, die personenbeschreibende Szenen des Buches darstellen, da so laut Ammann (1990:228) das „Wechselspiel zwischen Textteil und Textganzem“ gut gezeigt werden kann und dies eine der Möglichkeiten ist, wie man intratextuelle Kohärenz untersuchen kann. Es folgen also die jeweiligen Beschreibungen der vier Protagonisten Maik, Tschick, Tatjana und Isa und, da sie aufgrund ihrer plumpen und derben Ausführung sofort ins Auge springt auch jene des Geschichtelehrers Wagenbach. Aus Gründen der Anschaulichkeit wurde auch versucht, die Formatierung der Textstellen möglichst originalgetreu wiederzugeben, daher auch die größere Schriftart und ein größerer Zeilenabstand im Translat. Für die „Textstelle e“, Isa, gibt es im Ausgangstext keine konkrete Personenbeschreibung, was der Grund dafür ist, dass sie auch nicht in die Analyse aufgenommen werden konnte.

4.3.3.1 *Translat. Textstelle a – Maik.*

Die untersuchte Textstelle befindet sich gleich im ersten Kapitel des Buches und beschreibt, dem Vorwort folgend, eine der Hauptpersonen des Buches: Maik.

Hi! Ich bin Maik. Maik Klingenberg. Ich bin 14 und
wohne in Berlin. Da geh ich auf ein Gymnasium,
in die achte Klasse. Ich bin ganz gut in der Schule.
Besonders in Deutsch, Sport und Kunst. In Mathe
nicht so.

(Herrndorf 2013:9)

Es fällt sofort auf, dass das Buch in einer eher ungewöhnlichen Form beginnt, und zwar mit einem Gruß, „Hi!“. Diese Art des Einstiegs ermöglicht ein Kennenlernen des Protagonisten und gleichzeitig schafft es eine Beziehung zu den LeserInnen. Es wird eine sehr mündliche Sprache verwendet, die darauf verzichtet, Komponenten wie das Wort „Jahre“ nach der Zahl 14 einzufügen. Außerdem fällt auf, dass das „Mündliche“ sogar so weit geht, dass ein Verb, das grammatikalisch gesehen ausschließlich im Imperativ so geschrieben werden darf („geh“), auf einmal die Rolle der ersten Person Singular übernimmt und als Prädikat des fünften Satzes fungiert. Dies kann vor allem für jene Art von ZieltextrezipientInnen problematisch werden, die dieses Buch als Hilfestellung zum Sprachenerwerb verwenden, da nirgends ausgeführt wird, dass dieses Buch dialektale und/oder mündliche Sprache verschriftlicht hat, um sich eventuell den Protagonisten ein Stückchen näher zu fühlen. Es spricht also der Protagonist Maik von

sich selbst und zeigt uns LeserInnen seine Sicht der Dinge und wie er sich selbst wahrnimmt.

In Bezug auf die Kriterien der Einfachen Sprache kann festgestellt werden, dass der Text aufs Wesentliche reduziert wurde und Maik sich in möglichst einfach verständlichen Worten selbst beschreibt und vorstellt. Keiner der Sätze hat mehr als die höchstens zulässigen 15 Wörter und es wurden auch keine Metaphern, Genitive oder Konjunktive verwendet. Der Text steht im Aktiv und entspricht so eindeutig den Regeln, die der Verlag Spaß am Lesen für sich aufgestellt hat und an die sich Andreas Lindemann bei seiner Übersetzung zu halten hatte.

4.3.3.2 Ausgangstext. Textstelle a – Maik.

Ich hatte nie einen Spitznamen. Ich meine, an der Schule.
Aber auch sonst nicht. Mein Name ist Maik Klingenberg. Maik.
Nicht Maiki, nicht Klinge und der ganze andere Quatsch auch
nicht, immer nur Maik.
(Herrndorf 2010:21)

Die sehr mündliche Ausdrucksweise des Ich-Erzählers wird hier vor allem dadurch ersichtlich, dass er sich selbst verbessert bzw. verdeutlicht durch „Ich meine, ...“. Er scheint sehr genau zu wissen, was er will und wie er genannt werden will, dennoch wirft die Aufzählung dessen, wie er nicht genannt werden will bei den RezipientInnen den Gedanken hervor, dass er sehr wohl bereits so genannt wurde und es aber partout nicht ausstehen konnte. Diese Tatsache steht natürlich wiederum im Gegensatz dazu, was der erste Satz aussagt, nämlich, dass er noch nie einen Spitznamen hatte. Vielleicht nie einen, den er für sich annehmen konnte und mit dem er zufrieden war? Maik steckt in diesem Zusammenhang seine eigene Identität und das Bild über sich selbst sehr klar ab.

Die gesamten ersten fünf Sätze sind überdies sehr abgehakt und der mündlichen Sprache entnommen, wo es durchaus vorkommen kann, dass Halbsätze wie „Aber auch sonst nicht“ erst nach einer kurzen Überlegpause angehängt werden. Es werden also Ellipsen verwendet. Da es so oft betont wird, dass Maik ausschließlich mit Maik angesprochen werden möchte, ist außerdem davon auszugehen, dass ihm das sehr wichtig ist und es ihn stört, will man ihn mit einem anderen Namen rufen.

4.3.3.3 Translat. Textstelle b – Wagenbach.

Diese Textstelle schließt gleich an die oben angeführte an und beschreibt den Geschichtslehrer, Herrn Wagenbach, der den neuen Schüler, Tschick, in die Klasse einführt. Sie ist aus der Perspektive vom eben beschriebenen Maik verfasst, der hiermit unbewusst oder auch bewusst ein Bild seines Geschichtslehrers zeichnet, das auch

etwas über seine Einstellung ihm gegenüber bzw. seine Beziehung zu ihm aussagt und so gleichzeitig auch etwas über Maik selbst.

Unser Geschichtslehrer hieß Wagenbach.

Wagenbach war ein guter Lehrer. Nicht so dumm wie die meisten anderen. Aber Wagenbach war auch ein echt strenges Arschloch. Da redete man lieber nicht, da machte man besser keinen Scheiß.

(Herrndorf 2013:9)

Neben dem derben Vokabular ist in diesem Abschnitt vor allem der Satz „Nicht so dumm wie die meisten anderen.“ auffällig, da dieser Satz grammatikalisch gesehen gar kein ganzer Satz ist, sondern mehr ein Attribut des Lehrers, wieder eine Ellipse. Dieser Nebensatz hätte also auch mit einem „und“ bzw. einem Beistrich die Verbindung zum Vorsatz aufrecht erhalten können, ohne dabei gegen jene Regel zu verstoßen, die besagt, dass Sätze nicht mehr als 15 Wörter und einen Beistrich haben dürfen. Auch dieser Absatz bedient sich einer stark mündlich geprägten Ausdrucksweise mit derbem, vermutlich jugendlich klingenwollendem Vokabular („Arschloch“, „Scheiß“). Auch der letzte Satz dieses Absatzes sticht ins Auge, wenn man die Regeln der Einfachen Sprache und vor allem jene, die der Übersetzer selbst auf Basis dessen, was der Verlag Spaß am Lesen verlangt, formuliert hat. „Da redete man lieber nicht, da machte man besser keinen Scheiß.“ – Hierbei handelt es sich zum einen um eine Passivkonstruktion mit dem unpersönlichen, Distanz evozierenden „man“, während in der Einfachen Sprache aktive Formulierungen deutlich bevorzugt werden. Zum anderen wird auch das Adverb „da“ in diesem Satz in einer anderen Entsprechung verwendet als im „Textbeispiel a“, was zu Verwirrungen führen kann. Hier wird es mit der Bedeutung „unter diesen Umständen“ verwendet, während oben die örtliche Konnotation des Adverbs im Vordergrund steht. Diese Verstöße gegen die Regeln der Einfachen Sprache machen diesen Abschnitt des Zieltextes objektiv betrachtet zu einem nicht sehr funktionalen Text für die RezipientInnen.

4.3.3.4 Ausgangstext. Textstelle b – Wagenbach.

Alle saßen auf ihren Stühlen wie festgetackert, weil, wenn einer ein autoritäres Arschloch ist, dann Wagenbach. Wobei Arschloch jetzt eine Übertreibung ist, eigentlich ist Wagenbach ganz okay. Er macht okayen Unterricht und ist wenigstens nicht dumm, wie die meisten anderen, wie Wolkow zum Beispiel. Bei Wagenbach hat man keine Mühe, sich zu konzentrieren. Und man tut auch gut daran, weil, Wagenbach kann Leute richtig auseinandernehmen.

[...]

Niemand kicherte. Bei Wagenbach kicherte sowieso niemand. Aber ich hatte den Eindruck, dass auch ohne Wagenbach keiner gekichert hätte.
(Herrndorf 2010:41ff)

Einige Seiten weiter wird der Geschichtslehrer Herr Wagenbach beschrieben. Auch hier wird eine verschriftlichte Mündlichkeit erneut deutlich und auch eine gewisse derbe Ausdrucksweise. Diese derbe Ausdrucksweise („autoritäres arschloch“) scheint aber hier nur als Aufmerksamkeitserreger zu dienen, da inhaltlich die Aussage im nächsten Satz bereits wieder revidiert wird. Das Aneinanderreihen von Halbsätzen („Er macht okayen Unterricht und ist wenigstens nicht dumm, wie die meisten anderen, wie Wolkow zum Beispiel.“) leitet sich sehr stark von der mündlichen Sprache ab, ebenso wie das neu kreierte Adjektiv „okayen“. Auch die vielen Einschübe innerhalb des Hauptsatzes (im Beispiel oben sowohl der erste als auch der letzte Satz des ersten Absatzes) lassen auf eine gewisse Mündlichkeit schließen.

Der zweite Absatz des oben angeführten Beispiels ist wieder von einer Wortwiederholung gekennzeichnet. Er beginnt mit dem Minimalsatz „Niemand kicherte.“, eine Feststellung, die in den beiden darauffolgenden Sätzen erneut aufgegriffen wird, inhaltlich zwar nicht verändert wird, dennoch steigt die Emphase mit jedem Mal, dass das Wort „kichern“ erneut vorkommt. Herrndorf scheint also, um Nachdruck und Wichtigkeit eines Anliegens auszudrücken, gerne auf Wortwiederholungen zurückzugreifen.

4.3.3.5 Translat. Textstelle c – Tschick.

Auch die folgende Textstelle schließt an die ersten beiden an, was bedeutet, dass die gesamte erste Seite des Translats mit Beschreibungen von drei Akteuren voll ist. Auch bei dieser Deskription gilt es wieder zu beachten, dass sie aus der Perspektive von Maik geschildert wird und dieser seine subjektiven Eindrücke über Tschick miteinfließen lässt.

Der neue Schüler hieß Tschick. Tschick kam aus
Russland und lebte seit vier Jahren in Deutschland.
Er wohnte in einem dieser hässlichen Hochhäuser.
Weil er arm war. Das sah man auch. Tschicks
Klamotten waren alt, dreckig und zerrissen. Und sie
waren billig gewesen.

Tschick sprach langsam und hatte eine komische

Aussprache. Eigentlich sprach er ja russisch.

Er wirkte immer müde und abwesend. Man hatte den Eindruck, er bekommt nicht viel mit.

Aber Tschick war nicht doof.

(Herndorf 2013:9)

In diesen zwei Absätzen wird Tschick beschrieben, der neue Schüler in Maiks Klasse. Die Darstellung des Jungen wird mit sehr vielen negativen Adjektiven geschmückt („hässlich“, „arm“, „alt“, „dreckig“, ...) was im Kopf der LeserInnen ein konkretes Bild entstehen lässt. Bezüglich der Regeln der Einfachen Sprache, wie sie Lindemann in einem Mail (Anhang 4) zusammengefasst hat, ist auffällig, dass das Zahlwort „vier“ mit Buchstaben ausgedrückt wird und nicht auf die eigentliche Zahl „4“ zurückgegriffen wird, die, da bildhafter, optisch besser zu verarbeiten wäre und auf einen Blick erkennbar wäre, ohne sich der Buchstabenaneinanderreihung hinzugeben. Wieder gibt es einen grammatikalisch unvollständigen Satz („Weil er arm war“), der für sich steht, wieder eine Ellipse. Es ist zu erkennen, dass besonders darauf geachtet wird, dass eine sehr deutliche und klare Sprache verwendet wird. Allerdings gibt es auch hier wieder eine Passivkonstruktion mit „man“ („Man hatte den Eindruck, er bekommt nicht viel mit.“), die es ja eigentlich zu vermeiden gälte. Die Form, mit der der Inhalt ausgedrückt wird, ist allerdings stimmig und es wird des Weiteren auf Metaphern sowie Genitive und Konjunktivkonstruktionen verzichtet.

4.3.3.6 Ausgangstext. Textstelle c – Tschick.

„Also“, sagte er. „Andrej Tschicha... schoff heißt unser neuer Mitschüler, und wie wir an seinem Namen bereits unschwer erkennen, kommt unser Gast von weit her, genau genommen aus den unendlichen russischen Weiten, die Napoleon in der letzten Stunde vor Ostern erobert hat – [...]

Unser Freund Andrej kommt aus einer deutschstämmigen Familie, aber seine Muttersprache ist Russisch.“

(Herndorf 2010:44f)

Last but not least wird auch im Originaltext, nach 44 Seiten noch der zweite Protagonist vorgestellt und in die Geschichte eingeführt. Herr Wagenbach, der Geschichtslehrer übernimmt die Vorstellung, da Tschick selbst nichts über sich erzählen möchte. Der Lehrer stolpert zu Beginn erstmal über den Nachnamen des neuen Schülers und will seine Unkenntnis gegenüber der russischen Sprache durch sein geschichtliches Wissen diesbezüglich wettmachen. Der letzte Satz lässt die LeserInnen dann jedoch et-

was verdutzt zurück, da so nebenbei erwähnt wird, dass Tschick aus einer „deutschstämmigen Familie“ kommt, dies jedoch weder zuvor noch danach näher beleuchtet wird und demnach etwas Unklarheit schafft. Warum wird das explizit erwähnt, wenn es in weiterer Folge doch gar nicht von Belang zu sein scheint?

Tschick wird also, im Vergleich zu allen anderen oben angeführten Beispielen, ausschließlich auf seine Herkunft reduziert. Keine Angaben zu seiner Statur oder seinen äußeren Merkmalen. Es soll also offenbar die Andersartigkeit des Jungen in den Vordergrund gestellt werden und dies anhand einer sehr einseitigen Beschreibung unterstrichen werden.

4.3.3.7 Translat. Textstelle d – Tatjana.

Diese Textstelle folgt einige Seiten später und wird wieder aus der Perspektive des Ich-Erzählers Maik dargestellt. Einmal mehr ist es dadurch eine subjektive Beschreibung und sie sagt dadurch nicht nur etwas über Tatjana aus, sondern auch darüber, wie Maik zu Tatjana steht und wie er sie sieht.

In meiner Klasse war ein Mädchen, das hieß
Tatjana. Tatjana war das schönste Mädchen auf
der Welt. Alles an ihr war super. Ihr Aussehen. Ihre
Stimme. Ihr Lachen. Ihre Haare. Einfach alles. Ihr
könnt euch denken: Ich war wahnsinnig verknallt
in sie. Sie aber nicht in mich. Auch klar.

(Herndorf 2013:12)

Tatjana wird in diesem Kontext mit vielen positiven Attributen ausgestattet und den LeserInnen als freundliches, hübsches Mädchen dargestellt. Durch die Tatsache, dass die LeserInnen mit dem Satz „Ihr könnt euch denken: ...“ nun erneut direkt angesprochen werden, wird die Beziehung zwischen Maik und den LeserInnen noch einmal überprüft und gefestigt, zumal er hier über seine individuelle Sicht auf Tatjana spricht und seine Gefühle ihr gegenüber kaum verbergen kann. Bezüglich der Aufzählung dessen, was Maik an Tatjana alles „super“ findet, fällt bei genauerer Betrachtung auf, dass es zwar stärker wirkt, wenn man anstatt der, in der Standardsprache gängigen Beistriche, Punkte setzt, es dennoch eigentlich eines Doppelpunktes am Ende des Vorsatzes bedarf. Ein Doppelpunkt am Ende des Vorsatzes würde sofort darauf hinweisen, dass nun Aufzählungen folgen, selbst wenn sie mit Punkten getrennt werden. Die Satzellipsen sind einfach zu verstehen und werden auch in standardsprachlichen

Texten ab und zu als rhetorisches Mittel eingesetzt. Auch in dieser Beschreibung werden die Regeln der Einfachen Sprache, wie sie Lindemann formuliert hat (vgl. Anhang 4), eingehalten, da der Text im Aktiv steht, keine zu langen Sätze formuliert wurden und auch weder Fremdwörter noch Genitiv- bzw. Konjunktivkonstruktionen Einzug gefunden haben. Viele kurze Wörter in vielen kurzen Sätzen erleichtern das Verständnis und tragen zu einer optimalen Leseerfahrung bei.

4.3.3.8 Ausgangstext. Textstelle d – Tatjana.

Tatjana heißt mit Vornamen Tatjana und mit Nachnamen Cosic. Sie ist vierzehn Jahre alt und 1,65 m groß, und ihre Eltern heißen mit Nachnamen ebenfalls Cosic. [...] Sie sieht super aus. Ihre Stimme ist auch super. Sie ist einfach insgesamt super. So kann man sich das vorstellen.
(Herndorf 2010:23)

Diese Textstelle befindet sich etwa zwei Seiten nach Maiks Beschreibung von sich selbst und dazwischen liegen nur ein paar Zeilen über Maiks ehemaligen besten Freund Paul, der in diesem Kontext aber keine Rolle spielt. Tatjana wird hier erstmal mit ihrem vollen Namen vorgestellt und daraufhin erwähnt Maik auch das Alter, obwohl ohnehin davon ausgegangen werden kann, dass Tatjana, zumal sie in Maiks Klasse geht, auch in seinem Alter ist. Da wäre es verwunderlicher und erwähnenswerter, wäre sie zum Beispiel 17 Jahre alt, da daraus wieder auf andere Dinge geschlossen werden könnte, so allerdings wird mit der Altersangabe nur bestätigt, dass Tatjana ein ganz normales Mädchen aus Maiks Klasse ist. Als Maik Tatanas Größe angibt, stellt sich den LeserInnen die Frage: Warum weiß er das so genau? Bzw. inwiefern ist das relevant, wie groß Tatjana ist?

Die kurzen Sätze, die Maik in weiterer Folge dafür verwendet, zu unterstreichen, wie „super“ Tatjana denn sei, wirken sehr stark auf die LeserInnen und machen die inhaltlichen Aussagen noch glaubwürdiger durch ihre Form. Das wiederholte „super“ in drei aufeinanderfolgenden Sätzen deutet außerdem darauf hin, dass Maik sichergehen will, dass die LeserInnen seinen Standpunkt auch tatsächlich verstehen und nachvollziehen können.

4.3.3.9 Translat. Textstelle e – Isa.

Als letzte Textstelle des Translats wird noch Isa beschrieben, die zu einem späteren Zeitpunkt im Buch zu den beiden Jungs stößt und sie auf einem Teil ihrer Reise begleitet. Auch hier gilt es wieder zu berücksichtigen, dass die Beschreibung aus Sicht von Maik geschildert wird und dies seine persönliche Wahrnehmung darstellt.

Wir schauten erschrocken hoch. Vor uns stand ein

Mädchen, ungefähr so alt wie wir. Sie hatte schmale Augen, eine platte Nase und volle Lippen. Ihre Haare waren bunt, verfilzt und scheiße geschnitten. Ihre Klamotten versifft. Und außerdem müffelte sie furchtbar.

(Herrndorf 2013:41)

Dieses Mädchen, das plötzlich vor Tschick und Maik stand, wird in diesem Absatz optisch beschrieben. Zuerst sehr sachlich mit je einem Adjektiv zu einem Substantiv („schmale Augen“, „platte Nase“, ...) was vor dem inneren Auge der LeserInnen bereits ein Bild entstehen lässt, das dann jedoch stark negativ geprägt wird, da den Haaren alleine, rein auf den Platz bezogen, die sie im Text einnehmen, genauso viel Raum gegeben wird, wie den Augen, der Nase und den Lippen zusammen. Auch die immer negativer ausfallenden drei Adjektive der Haare („bunt, verfilzt und scheiße geschnitten“) sind zunächst, objektiv betrachtet, noch nachvollziehbar, ehe das letzte Attribut dann allerdings bereits die Interpretation Maiks darstellt, der in derber Manier den Haarschnitt von Isa bewertet. Warum die letzten beiden Sätze durch einen Punkt getrennt sind, ist unklar, da sie rein aus Gründen der Satzlänge auch einen einzigen bilden könnten und so der letzte nicht mit der Konjunktion „und“ beginnen müsste. Vielleicht hat es allerdings auch mit der Tatsache zu tun, dass in den beiden letzten Sätzen auch zwei Wörter stecken, die offenbar nicht so geläufig sind, deswegen in der Wortliste am Ende des Buches ihre Erklärung finden und sie in getrennten Sätzen leichter hinzunehmen sind als zwei unbekannte Wörter in einem Satz. Es geht aus diesem Absatz jedoch nicht hervor, auf Grundlage welcher Erkenntnisse darüber entschieden wird, dass ein Wort unterstrichen und damit im Glossar erläutert wird. In diesem Kontext („versifft“ und „müffelte“) ist es eventuell darauf zurückzuführen, dass es sich auch um stark mündlich geprägte Ausdrücke handelt, allerdings müsste man sich hier auch beim oben verwendeten „verknallt“ dieselbe Frage stellen.

In Bezug auf die Kriterien der Einfachen Sprache jedoch, wurden die basalen Dinge weiterhin gut umgesetzt, da es keine zu langen Sätze und auch keine metaphorischen Ausdrücke gibt. Im Gegenteil, es wird eine sehr klare Sprache verwendet. Einmal mehr ist eine Ellipse eingebaut („Ihre Klamotten versifft.“), was ein typisches Merkmal für den Texter sein dürfte, da es sehr häufig vorkommt. Ansonsten ist es ihm gelungen, den Text im Aktiv zu halten und weder Genitive noch Konjunktive einzusetzen.

4.3.4 Intertextuelle Kohärenz.

Es lässt sich also festhalten, dass die ProtagonistInnen des Romans in den beiden Versionen teilweise unterschiedlich beschrieben wurden bzw. im Translat Attribute hinzugekommen sind, von denen im Ausgangstext keine Rede war. Es stellt sich nun also die Frage, warum dies geschehen ist. Hat es damit zu tun, dass Lindemann für seine ZieldestextrezipientInnen ein „schlüssiges“ Bild der einzelnen Personen malen wollte und aus diesem Grund zum Beispiel Isas Gesichtszüge beschrieb, obwohl von diesen im Original eigentlich gar nie die Rede ist? Oder wollte er hiermit den impliziten Aussagen des Ausgangstextes expliziten Charakter verleihen?

Außerdem fällt auf, dass die Charaktere in den beiden Versionen jeweils zu unterschiedlichen Momenten auftauchen und deswegen die Reihenfolge, in denen sie beschrieben wurden, variiert. Dies ist allerdings darauf zurückzuführen, dass bei Werken in Einfacher Sprache die Geschichte chronologisch erzählt werden muss (vgl. Lindemann 2017, Anhang 4), um zeitliche Sprünge, die für das Zielpublikum schwierig einzuordnen sein können, zu vermeiden. Es wurde aus Gründen der Übersichtlichkeit hier also jene Reihenfolge gewählt, in der die einzelnen Personen im Translat auftreten.

Auffallend ist auch, dass im Zieldestext kaum die direkte Rede zum Einsatz kommt, auch nicht zu dem Zeitpunkt, als der Geschichtslehrer den neuen Schüler vorstellte. Bezüglich Tschick bleibt außerdem noch unklar, warum dieser in der Übersetzung in Bezug auf sein Sprechverhalten teilweise völlig anders dargestellt wird als im Original. So etwa wird im Original mehrmals darauf hingewiesen, dass Tschick nichts über sich selbst erzählen möchte und nicht sprach (Herrndorf 2010:44, Herrndorf 2010:45, Herrndorf 2010:47). Umso erstaunlicher ist es also, dass in der Übersetzung nicht nur sein Redetempo sondern gleichzeitig auch sein ausländischer Akzent beim Sprechen thematisiert wird, er also offenbar sehr wohl so dargestellt wird, als hätte er gesprochen bzw. würde er sprechen. (vgl. Herrndorf 2013:9)

Es lässt sich also festhalten, dass wir zwei sehr unterschiedliche Texte vorliegen haben, die sich inhaltlich zwar ähnlich sind, in ihrer Form aber sehr stark variieren.

5 Conclusio.

In dieser Conclusio, am Ende eines langen Arbeitsprozesses im Zuge dieser Masterarbeit, wird versucht, die Ergebnisse der Arbeit zusammenzufassen und offengebliebene Fragestellungen für weiterführende Forschungsarbeit darzulegen.

Die primäre Forschungsfrage **„Ist es möglich, anhand einer funktionalen Übersetzungsanalyse intralinguale Übersetzung, und in diesem konkreten Fall in Einfache Sprache, zufriedenstellend zu beschreiben?“**, ist aus meinen Überlegungen und der vorliegenden Analyse heraus nun also mit **nein** zu beantworten, zumal es keine Möglichkeit gibt, sich in die ZieltextrezipientInnen hineinzusetzen. Es kann aus meiner Perspektive nicht erschlossen werden, ob die Übersetzung ebenso die Funktion der Unterhaltung erfüllt, wie dies der Ausgangstext tut.

Zusammenfassend kann man sagen, dass es mit der vorliegenden Analyse nicht gelungen ist, ein zufriedenstellendes Ergebnis zu erlangen, was vor allem darauf zurückzuführen ist, dass die ZieltextempfängerInnen eine sehr heterogene Gruppe sind und die Leseerfahrungen sehr stark variieren, wodurch davon auszugehen ist, dass nicht *ein* Text alle LeserInnen gleichermaßen befriedigt und anspricht. Außerdem ist es in diesem konkreten Analysefall nicht möglich, sich in die ZieltextrezipientInnen hineinzusetzen, da sie eine ganz eigene soziale Gruppe darstellen, deren Verstehensprozesse zu unterschiedlich sind bzw. einfach auch noch zu wenig erforscht wurden, um eine/n potentielle/n Modell-LeserIn zu den, sich aus der Lektüre ergebenden Fakten, zu befragen. In diesem Zusammenhang bedarf es auf jeden Fall weiterführender Forschung und Zusammenarbeit mit betroffenen Menschen auch im wissenschaftlichen Bereich. Nur so lässt sich meiner Ansicht nach feststellen, wie ein Text auf die LeserInnen wirkt und ob er für sie kohärent ist und warum. In diesem konkreten Analysebeispiel ist mir außerdem nicht klar geworden, wodurch „schwierige“ Wörter von „nicht schwierigen“ Wörtern zu unterscheiden sind bzw. wodurch sich ein Wort dafür qualifiziert, in die Wortliste am Ende des Buches einzuziehen. Aus meiner Perspektive konnte ich also nur versuchen, möglichst objektiv die auffallenden Merkmale anzusprechen und daraus eine subjektive Interpretation ableiten.

Spannend wäre in weiterer Folge natürlich auch gewesen, was Wolfgang Herrndorf zu dieser in Einfacher Sprache veröffentlichten Version seines Romans gesagt hätte, zumal er sich persönlich noch dafür eingesetzt haben soll, dass eine Übersetzung in Einfache Sprache seines Buches veranlasst wird. Interessant wäre auch gewesen, ob er sich persönlich auch am Schreib- bzw. Konzeptionsprozess beteiligt hätte und welche Auswirkungen das auf den Zieltext gehabt hätte. Denn eine Übersetzung eines Buches innerhalb einer Sprache ermöglicht es ja in diesem Fall, dass der Ausgangstextautor ganz aktiv sich auch am Übersetzungsprozess beteiligen könnte. Potentiell hätte er es schließlich auch selbst übersetzen können. Leider ist dies auf

Conclusio.

Grund des frühen Todes des Autors allerdings nun nicht mehr möglich und all die Fragen bleiben hypothetischer Natur.

Nichtsdestotrotz sollten in diesem Bereich dennoch weiterführende Forschungsaktivitäten unternommen werden, um diesen so wichtigen Bereich der Übersetzungswissenschaft, der heutzutage aktueller denn je ist, genauer zu erkunden. Vereinzelt gibt es bereits Forschungsstellen für Leichte Sprache, wie etwa an der Universität Hildesheim, wo es einen eigenen Masterlehrgang für Barrierefreie Kommunikation gibt, allerdings ist dies eher die Ausnahme.

6 Bibliographie.

6.1 Primärliteratur.

Herrndorf, Wolfgang. 2010¹². *tschick*. Berlin: Rowohlt.

Herrndorf, Wolfgang. 2013. *TSCHICK. In Einfacher Sprache*. Münster: Spaß am Lesen.

6.2 Sekundärliteratur.

Aigner, Andrea. 2009. *Kulturspezifik in der Übersetzung: Eine Übersetzungskritik anhand des Romans High Fidelity von Nick Hornby*. Universität Wien: Diplomarbeit.

Ammann, Margret. 1990. Anmerkungen zu einer Theorie der Übersetzungskritik und ihrer praktischen Anwendung. In: *TEXTconTEXT* 5, 209-250.

Ammann, Margret. 1993. Kriterien für eine allgemeine Kritik der Praxis des translatorischen Handelns. In: Holz-Mänttari, Justa (Hg.). *Traducere navem: Festschrift für Katharina Reiß zum 70. Geburtstag*. Tampere: Tampereen Yliopisto, 433-446.

Ammon, Ulrich. 1995. *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Arrojo, Rosemary. 1986. Paulo Vizioli e Nelson Ascher discutem John Donne: A que são fiéis tradutores e críticos de tradução? In: *Tradução Comunicação* 9, 133-142.

Baker, Mona. 1993. Corpus Linguistics and Translation Studies. Implications and Applications. In: Baker, Mona/Gill, Francis/ Tognini-Bonelli, Elena. (Hg.). *Text and Technology: In Honour of John Sinclair*. Amsterdam: John Benjamins, 233-250.

Baker, Mona (Hg.). 1998. *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge.

Barbour, Stephen/Stevenson, Patrick. 1998. *Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven*. Berlin: De Gruyter.

Bartels, Gerrit. 2010. *Endkomischer Roadroman*. In: <http://www.tagesspiegel.de/kultur/tschick-rezension-endkomischer-roadroman/1956422.html>, Stand: 3.10.2017.

Bibliographie.

Baumert, Andreas. 2016. *Leichte Sprache – Einfache Sprache. Literaturrecherche, Interpretation, Entwicklung*. Hannover: Open Access.

Benecke, Bernd. 2014. *Audiodeskription als partielle Translation. Modell und Methode*. Berlin: LIT Verlag.

Blum, Andreas. 2013. *Sprachliche Individualität. Der Idiolekt, seine Erscheinungsweise im Film und seine Behandlung bei der Synchronisation*. Tübingen: Stauffenberg.

Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS). 2013. *Leichte Sprache. Ein Ratgeber*. In: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen/a752-ratgeber-leichte-sprache.pdf?__blob=publicationFile&v=2, Stand: 18.9.2017.

Bredel, Ursula/Maaß, Christiane. 2016. *Ratgeber Leichte Sprache. Die wichtigsten Regeln und Empfehlungen für die Praxis*. Berlin: Dudenverlag.

Bredel, Ursula/Maaß, Christiane. 2016a. *Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen. Orientierung für die Praxis*. Berlin: Dudenverlag.

Capito. 2017. In: http://www.capito.eu/de/Leicht_Lesen/Wie_wir_arbeiten/Unsere_Methode/, Stand: 5.10.2017.

Catford, J.C.. 1965. *A Linguistic Theory of Translation*. London: Oxford University Press.

CFS Consulting, Franchise & Sales GmbH. *Das Gütesiegel für Leicht Lesen*. In: http://www.capito.eu/de/Angebote/Barrierefreie_Information/capito_Qualitaets-Standard/Guetesiegel_fuer_Leicht_Lesen/, Stand: 15.9.2017.

Cima, Sanja/ Babić Sesar, Tena. 2017. „Ham wir a Gaudi k'habt“ – Dialektübersetzung am Beispiel der kroatischen Übersetzung der bairischen Textpassagen in Thomas Manns Buddenbrooks. In: *Lebende Sprachen* 62:1, 167–186.

Deutschlandfunk. 2013. *Tagebuch über den Prozess des Sterbens*. In: http://www.deutschlandfunk.de/wolfgang-herndorf-tagebuch-ueber-den-prozess-des-sterbens.700.de.html?dram:article_id=272540, Stand: 24.9.2017.

Du, Xiaoyan. 2012. A Brief Introduction of Skopos Theory. In: *Theory and Practice in Language Studies* 2:10, 2189-2193.

Bibliographie.

Duden online. 2017. In: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Fachsprache>, Stand: 23.8.2017.

Eco, Umberto. 1987. *Lector in fabula: die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. München/Wien: Hanser.

Ersland, Anlang. 2014. *Is Change necessary?*. Universität Bergen: Masterarbeit.

FAZ. 2002. *Geboren im Sternzeichen des Krokodils*. In: <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/belletristik/rezension-belletristik-geboren-im-sternzeichen-des-krokodils-184080.html>, Stand: 24.9.2017.

Felguth, Astrid/Völz, Christiane. *Leichte Sprache und einfache Sprache*. In: www.leichtesprache.org, Stand: 17.7.2017.

Fillmore, Charles. 1977. Scenes-and-frames semantics. In: Zampolli, Antonio (Hg.). *Linguistic Structures Processing*. Amsterdam: New Holland, 55-81.

Fischer, Gottfried. 1997. Was ist Sprache?. In: Ernst, Peter (Hg.). *Einführung in die synchrone Sprachwissenschaft*. Wien: Edition Praesens, 1-18.

Franco, Eliana/ Matamala, Anna/ Orero, Pilar. 2010. *Voice-Over Translation. An Overview*. Bern: Peter Lang.

Göhring, Heinz. 1978. Interkulturelle Kommunikation: Die Überwindung der Trennung von Fremdsprachen- und Landeskundeunterricht durch einen integrierten Fremdverhaltensunterricht. In: *Kongressberichte der 8. Jahretagung der GAL Gesellschaft für Angewandte Linguistik*. Stuttgart: Hochschulverlag, 9-14.

Gregory, Michael/ Carroll, Susanne. 1978. *Language and Situation: Language varieties and their social contexts*. London: Routledge & Kegan Paul.

Groeben, Norbert. 1978². *Die Verständlichkeit von Unterrichtstexten. Dimensionen und Kriterien rezeptiver Lernstadien*. Münster: Aschendorffsche Buchdruckerei.

Groeben, Norbert. 1982. *Leserpsychologie: Textverständnis – Textverständlichkeit*. Münster: Aschendorffsche Buchdruckerei.

Bibliographie.

Grotlüschen, Anke/Riekmann, Wibke. 2011. *Leo. Level-One Studie Literalität von Erwachsenen auf den unteren Kompetenzniveaus*. In: https://www.mein-schlüssel-zur-welt.de/files/leo-Pressheft_15_12_2011.pdf, Stand: 17.9.2017.

Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.). 2013. *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenberg.

Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven. 2013. Pragmatischer Standard – Eine Annäherung. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.). 2013. *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenberg, 1-14.

Hahnl, Andrea. 2012. *Gebärdensprachdolmetschen – Wenn hörende Menschen Augen machen*. Universität Wien: Masterarbeit.

Hall, Robert A.. 1985. Meaning and the Idiolect: The Idioseme. In: Jankowsky, Kurt R. (Hg.). *Scientific and Humanistic Dimensions of Language. Festschrift for Robert Lado*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 353-359.

Hauptmann, Daniel. 2013. *Sprachvarietäten in der Synchronisation am Beispiel der US-Sitcom The Big Bang Theory*. Universität Wien: Masterarbeit.

Hezel, Susanne. 2009. Untertitelung für Hörgeschädigte für das deutsche Fernsehen. Vorgehensweisen, Forderungen, Richtlinien. In: Nagel, Silke/ Hezel, Susanne/ Hinderer, Katharina/ Pieper, Katrin. *Audiovisuelle Übersetzung: Filmuntertitelung in Deutschland, Portugal und Tschechien*. Leipzig: Peter Lang, 147-264.

Herrndorf, Wolfgang. 2010-2013. *Arbeit und Struktur*. In: www.wolfgang-herrndorf.de, Stand: 3.10.2017.

Hill-Madsen, Aage. 2015. Lexical Strategies in Intralingual Translation between Registers. In: *Hermes – Journal of Language and Communication in Business* 54, 85-105.

Holz-Mänttäri, Justa. 1984. *Translatorisches Handeln. Theorie und Methode*. Helsinki: Suomalainen Tiedeakatemia.

Holz-Mänttäri, Justa. 1986. Translatorisches Handeln – theoretisch fundierte Berufsprofile. In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) *Übersetzungswissenschaft. Eine Neuorientierung*. Tübingen: Francke, 348-374.

Bibliographie.

Howahl, Georg. 2011. *Wolfgang Herrndorf – Tagebuch eines Todkranken*. In: <https://www.derwesten.de/kultur/wolfgang-herrndorf-tagebuch-eines-todkranken-id4363845.html>, Stand: 3.10.2017.

Hurraki. 2017. *Wörterbuch für Leichte Sprache*. In: <http://hurraki.de/wiki/Hauptseite>, Stand: 2.9.2017.

Inclusion Europe. *Schreiben Sie nichts ohne uns. Wie man Menschen mit Lernschwierigkeiten miteinbezieht, wenn man leicht verständliche Texte schreibt*. Brüssel.

Jakobson, Roman. 1959. On Linguistic Aspects of Translation. In: Brower, Reuben Arthur (Hg.) *On Translation*. Harvard University Press, 232-239.

Jekat, Susanne/Jünst, Heike/Schubert, Klaus/Villiger, Claudia. 2015. Barrierefreie Sprache in der digitalen Kommunikation. In: *trans-kom* 8:1, 1-7.

Kade, Otto. 1968. *Zufall und Gesetzmäßigkeit in der Übersetzung*. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.

Kichler, Martina. 2002. *Gebärdensprache, Gehörlosengemeinschaft und Gebärdensprachdolmetschen in Österreich und Spanien*. Universität Wien: Diplomarbeit.

Klein, Wolf Peter. 2013. Warum brauchen wir einen klaren Begriff von Standardsprachlichkeit und wie könnte er gefasst werden?. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staufeldt, Sven (Hg.). 2013. *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenberg, 15-34.

Koller, Werner. 1983. *Einführung in die Übersetzungswissenschaft*. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Laviosa-Braithwaite, Sara. 1998. Universals of Translation. In: Baker, Mona (Hg.). *Routledge Encyclopedia of Translation Studies*. London/New York: Routledge.

Langer, Inghard/Schulz von Thun, Friedemann/Tausch, Reinhard. 1990⁴. München: Ernst Reinhardt.

Löffler, Heinrich. 2003. *Dialektologie. Eine Einführung*. Tübingen: Narr.

Bibliographie.

Maaß, Christiane. 2014. *Übersetzen in Leichte Sprache*. In: [https://www.uni-hildesheim.de/media/fb3/uebersetzungswissenschaft/Leichte Sprache Seite/Publikationen/5. Übersetzen in Leichte Sprache.pdf](https://www.uni-hildesheim.de/media/fb3/uebersetzungswissenschaft/Leichte_Sprache_Seite/Publikationen/5.Übersetzen_in_Leichte_Sprache.pdf), Stand: 18.9.2017.

Maaß, Christiane. 2015. *Leichte Sprache. Das Regelbuch*. Berlin: LIT Verlag.

Maaß, Christiane/Rink, Isabel/Zehrer, Christiane. 2014. Leichte Sprache in der Sprach- und Übersetzungswissenschaft. In: Jekat, Susanne (Hg.). *Sprache barrierefrei gestalten. Perspektiven aus der Angewandten Linguistik*. Berlin: Frank und Timme, 53-85.

Magris, Marella/Ross, Dolores. 2015. Barrierefreiheit auf Webseiten von Gebietskörperschaften: ein Vergleich zwischen Deutschland, Italien und den Niederlanden. In: *trans-kom* 8:1, 8-39.

Maitz, Péter/Elspaß, Stephan. 2013. Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘. In: Hagemann, Jörg/Klein, Wolf Peter/Staffeldt, Sven (Hg.). 2013. *Pragmatischer Standard*. Tübingen: Stauffenberg, 35-48.

Maurer-Lausegger, Herta. 2004. Audiovisuelle Dialekt- und Terminologieforschung: Fragen zur Übersetzung und Synchronisation dialektologischer Filme. In: Helin, Irmeli (Hg.). *Dialektübersetzung und Dialekte in Multimedia*. Frankfurt/Main: Peter Lang Verlag.

Mossop, Brian. 2016. Intralingual Translation. A desirable concept?. In: *Across Languages and Cultures* 17:1, 1-24.

Munday, Jeremy. 2001. *Introducing Translation Studies. Theories and Applications*. London/New York: Routledge.

Netzwerk Leichte Sprache. 2013. *Die Regeln für Leichte Sprache*. In: [http://www.leichte-sprache.de/dokumente/upload/21dba regeln fuer leichte sprache.pdf](http://www.leichte-sprache.de/dokumente/upload/21dba_regeln_fuer_leichte_sprache.pdf), Stand: 14.9.2017.

Newmark, Peter. 1981. *Approaches to Translation*. Cambridge: Prentice Hall.

ÖGLB. 2017. In: <http://www.oeglb.at/gebaerdensprache/>, Stand: 26.8.2017.

Bibliographie.

Petrilli, Susan. 2003. Translation and semiosis. Introduction. In: Petrilli, Susan (Hg.) *Translation Translation*. Amsterdam/New York: Rodopi, 17-37.

Prunč, Erich. 1997. Translationskultur (Versuch einer konstruktiven Kritik des translatorischen Handelns). In: *TEXTconTEXT* 11, 99-127.

Reiß, Katharina. 1971. *Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzungskritik. Kategorien und Kriterien für eine sachgerechte Beurteilung von Übersetzungen*. München: Max Huber Verlag.

Reiß, Katharina/Vermeer, Hans Josef. 1984². *Grundlegung einer allgemeinen Translationstheorie*. Tübingen: Niemeyer.

Risku, Hanna. 2009². *Translationsmanagement: Interkulturelle Fachkommunikation im Informationszeitalter*. Tübingen: Narr.

Roelcke, Thorsten. 2010³. *Fachsprachen*. Erich Schmidt Verlag.

Rowohlt. 2011. *Wolfgang Herrndorf gewinnt den Deutschen Jugendliteraturpreis*. In: <https://www.rowohlt.de/news/wolfgang-herrndorf-erhaelt-jugendliteraturpreis.html>, Stand: 25.9.2017.

Rowohlt. 2011a. *Wolfgang Herrndorf wird mit dem Hans-Fallada-Preis 2012 ausgezeichnet*. In: <https://www.rowohlt.de/news/wolfgang-herrndorf-mit-hans-fallada-preis-ausgezeichnet.html>, Stand: 25.9.2017.

Rowohlt. *rororo*. In: <https://www.rowohlt.de/verlage/rororo>, Stand: 5.10.2017.

Rowohlt Jugend. *Jugendbücher (12-15 Jahre)*. In: <https://www.rowohlt.de/buecher/kin-der-jugendbuch/12-bis-15-jahre>, Stand: 6.10.2017.

Schulz von Thun, Friedemann. 2010⁴⁸. *Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen*. Hamburg: Rowohlt.

Shuttleworth, Mark/Cowie, Moira. 1997. *Dictionary of Translation Studies*. Manchester: St. Jerome Publishing.

Bibliographie.

Snell-Hornby, Mary. 1986. Übersetzen, Sprache, Kultur. In: Snell-Hornby, Mary (Hg.) *Übersetzungswissenschaft. Eine Neuorientierung*. Tübingen: Francke, 9-29.

Snell-Hornby, Mary (Hg.). 1986. *Übersetzungswissenschaft. Eine Neuorientierung*. Tübingen: Francke.

Spaß am Lesen. 2017. In: www.spassamlesen.de, Stand: 22.9.2017.

Spiegel online. 2012. *Wolfgang Herrndorf erhält Leipziger Buchpreis*. In: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/wolfgang-herrndorf-bekommt-leipziger-buch-preis-2012-fuer-sand-a-821625.html>, Stand: 22.9.2017.

Spiegel online. 2013. *Wolfgang Herrndorf ist tot*. In: <http://www.spiegel.de/kultur/literatur/wolfgang-herrndorf-ist-tot-a-918864.html>, Stand: 22.9.2017.

Spiegel online. 2013a. *NACHRUF: Ich bin bereit*. In: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-110118111.html>, Stand: 22.9.2017.

Steiner, George. 1975. *After Babel. Aspects of Language and Translation*. London: Oxford University Press.

Stolze, Radegundis. 2001. *Übersetzungstheorien. Eine Einführung*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.

Taniş Polat, Nilgin. 2013. *Raum im (Hör-)Film. Zur Wahrnehmung und Repräsentation von räumlichen Informationen in deutschen und türkischen Audiodeskriptionstexten*. Berlin: Frank & Timme.

Tirinnanzi, Serena. 2016. Qualität beim Schriftdolmetschen. In: *Dolmetschen 3.0 – Einblicke in einen Beruf im Wandel*. Berlin: Frank & Timme, 135-183.

Toury, Gideon. 1991. What are Descriptive Studies into Translation Likely to Yield apart from Isolated Descriptions. In: Van Leuven-Zwart, Kitty M./ Naaijken, Ton (Hg.). *Translation Studies: The State of the Art: Proceedings from the First James S Holmes Symposium on Translation Studies*. Amsterdam/Atlanta: Ropodi.

Toury, Gideon. 1995. *Descriptive Translation Studies and Beyond*. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.

Bibliographie.

Vermeer, Hans Josef. 1978. Ein Rahmen für eine allgemeine Translationstheorie. In: *Lebende Sprachen* 23:3, 99-102.

Vermeer, Hans Josef. 1990². *Skopos und Translationsauftrag – Aufsätze*. Heidelberg: Universitätsdruckerei.

Vermeer, Hans Josef/Witte, Heidrun. 1990. *Mögen Sie Zistrosen? Scenes & frames & channels im translatorischen Handeln*. Heidelberg: Grood.

Wagner, Susanne. 2015. *Im Spannungsfeld von fachlichen Anforderungen und sprachlichen Barrieren. Einfache Sprache in der Beruflichen Bildung*. Vortragsmanuskript auf der Tagung „Barrierefreie Kommunikation in interdisziplinärer Perspektive“. Hildesheim.

Walter, Cornelia. 2012. *Respeaking – Intralinguales Simultandolmetschen für die Untertitelung*. Universität Wien: Masterarbeit.

Wilss, Wolfram. 1977. *Übersetzungswissenschaft. Probleme und Methoden*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.

Winter, Linda. 2014. *Barrierefreie Kommunikation: Leichte Sprache und Teilhabe für Menschen mit Lernschwierigkeiten*. Hamburg: Diplomica.

WKO. 2016. *Barrierefreiheit. Eine Herausforderung und eine Chance für die Wirtschaft*.

WKO. 2016^a. *Schriftdolmetscher – Ein sehr neuer Tätigkeitsbereich*. In: https://www.wko.at/branchen/w/gewerbe-handwerk/gewerbliche-dienstleister/sprachdienstleistung/Schriftdolmetschen_ein_sehr_neuer_Beruf.html, Stand: 26.8.2017

WKO. 2017. In: <https://www.wko.at/service/unternehmensfuehrung-finanzierung-foerderungen/barrierefreiheit.html>, Stand: 18.8.2017.

YouTube. 2017. In: <https://www.youtube.com/watch?v=QjJwbUjlhs8>, Stand: 2.9.2017.

Zeit online. 2014. *Und Engel gibt es doch*. In: <http://www.zeit.de/2014/39/wolfgang-herndorf-roman>, Stand: 22.9.2017.

Zethsen, Karen Korning. 2007. *Beyond Translation Proper - Extending the Field of*

Bibliographie.

Translation Studies. In: *TTR* 20:1, 281-308.

Zethsen, Karen Korning. 2009. Intralingual Translation: An Attempt at Description. In: *Meta* 54:4, 795-812.

7 Anhang.

7.1 Mail-Korrespondenz mit Andreas Lindemann.

1)

Von: Katharina Schnabl <kathi.schnabl@gmail.com>

Betreff: Masterarbeit Uni Wien

Datum: 11. Mai 2017 um 10:07:37 MESZ

An: a_lind02@uni-muenster.de

Sehr geehrter Herr Lindemann,

im Rahmen meiner Masterarbeit am Zentrum für Translationswissenschaften in Wien beschäftige ich mich mit dem Thema Intralingualer Übersetzung und da im Speziellen mit Leichter Sprache.

Ich habe für den empirischen Teil meiner Arbeit eine Übersetzungsanalyse des Jugendromans

„Tschick“ geplant, den Sie in einfache Sprache übersetzt haben.

Wären Sie diesbezüglich bereit, mir zu einem späteren Zeitpunkt einige Fragen im Bezug auf den Übersetzungsprozess schriftlich (per Mail) zu beantworten? Bzw. können Sie mir sagen, an welche „Regeln“ Sie sich beim Übersetzen gehalten haben?

Mit der Bitte um kurze Rückmeldung, ob Sie sich eine Zusammenarbeit vorstellen können, vielen Dank.

Mit freundlichen Grüßen aus Wien,
Katharina Schnabl

2)

Von: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>

Betreff: Aw: Masterarbeit Uni Wien

Datum: 11. Mai 2017 um 20:10:52 MESZ

An: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>

Hallo Frau Schnabl,

es freut mich zu hören, dass mein bescheidenes Büchlein es nun sogar in eine wissenschaftliche Abschlussarbeit geschafft hat; daran hatte ich nun wirklich keinen Gedanken, als ich es vor nunmehr vier Jahren schrieb. Natürlich trage ich gern zum guten Gelingen Ihrer Arbeit bei. Schicken Sie mir dann Ihre Fragen, ich bin gespannt. Weitere Informationen zu dem Buch finden Sie übrigens auf meiner Facebook-Seite; falls Sie es noch nicht getan haben, scrollen Sie doch mal durch.

Beste Grüße & auf bald
Andreas Lindemann

3)

Anhang.

Gesendet: Freitag, 19. Mai 2017 um 11:33 Uhr
Von: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>
An: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Re: Masterarbeit Uni Wien

Lieber Herr Lindemann,

erstmal vielen Dank, dass Sie sich Zeit nehmen, um mir einige Fragen zu Ihrer Übersetzung zu beantworten.

Zu allererst würde mich vor allem interessieren, anhand welcher Kriterien Sie an die Übersetzung herangegangen sind. Da es für Einfache Sprache ja keine strikten Regeln gibt, fände ich es spannend, Ihre ganz persönlichen Anhaltspunkte zu kennen. Also: Welche Übersetzungskriterien haben Sie angewandt und warum? Worauf haben Sie sich dabei gestützt (wenn Sie sich auf etwas rückbezogen haben, wenn nicht, ist die Frage natürlich hinfällig)?

Vielen Dank für Ihre Hilfe,
mit freundlichen Grüßen aus Wien,
Katharina Schnabl

4)

Von: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Aw: Re: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 25. Mai 2017 um 18:51:14 MESZ
An: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>

Liebe Frau Schnabl,

Sie haben recht, wenn Sie sagen, die Einfache Sprache unterliege keinen allgemein verbindlichen Konventionen. Jedoch gibt es auch hier einige Regeln, die, sofern der Anspruch besteht, die Übersetzung für die Zielgruppe verständlich zu gestalten, beachtet werden sollten. Im Folgenden die meiner Ansicht nach wichtigsten, die zugleich den formalen Rahmen meiner Übersetzungen bilden. Dabei beziehe ich mich auf Leitlinien u. a. des Spaß am Lesen Verlags, in dessen Auftrag die Übersetzungen entstanden sind, aber mehr noch auf Gespräche mit Jürgen Genuneit; ein honorierter Mann, der schon seit Jahrzehnten im Bereich Alphabetisierung und Grundbildung tätig ist und seit 2014 als Fachredakteur für Einfache Sprache für den Spaß am Lesen Verlag arbeitet. Here we go:

- Der zu Grunde liegende Text soll aufs Wesentliche reduziert und dieses möglichst einfach und eindeutig ausgedrückt werden. Handelt es sich um einen fiktionalen Text, sollte die Übersetzung zudem soweit als unter diesen Umständen realisierbar literarische Qualität aufweisen.
- Die Geschichte muss chronologisch erzählt werden (die Übersetzung von "Tschick" konnte also nicht in der Art beginnen wie der Originaltext; ein anderes Beispiel ist meine, leider noch nicht erschienene, Übertragung von Thomas Manns Venedig-Novelle, bei der ich das zweite Kapitel an den Anfang stellen musste).
- Die Sätze sollten maximal 15 Wörter (besser weniger) und nicht mehr als ein Komma haben.
- Die Wörter sollten möglichst kurz und einfach sein; Fachbegriffe, Fremd- und fremdsprachige Wörter sollten vermieden werden. Wenn davon auszugehen ist, dass der Zielgruppe bestimmte Wörter/Begriffe/Namen/Orte etc. nicht bekannt oder im gegebenen Kontext nicht verständlich sind, sind sie zu erklären.
- Auf Metaphern u. dgl. muss verzichtet werden; was zu sagen ist, sollte klar und deutlich gesagt werden.
- Vom Genitiv ist weitgehend abzusehen. Also bspw. nicht "Frau Schnabls Arbeit", sondern "Die Arbeit von ...".

Anhang.

- Der Konjunktiv darf nur dann (besser gar nicht) verwendet werden, wenn sich keine andere sinnvolle Lösung finden lässt.
- Der Text sollte überwiegend im Aktiv stehen und im Verbalstil geschrieben sein.

Ich hoffe, diese Antwort entspricht Ihren Erwartungen und hilft Ihnen weiter. Sollten Sie weitere Fragen oder Nachfragen haben, melden Sie sich gern wieder. Auch würde ich mich freuen, wenn Sie mir Ihre Arbeit, auf die ich natürlich gespannt bin, dann zuschicken.

Beste Grüße nach dem schönen Wien
Andreas Lindemann

5)

Von: Katharina Schnabl <kathi.schnabl@gmail.com>
Betreff: Aw: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 12. Juni 2017 um 12:11:03 MESZ
An: Andreas Lindemann <a_lind@web.de>

Lieber Herr Lindemann,

erstmal vielen Dank für Ihre ausführliche Antwort auf meine Fragen. Derzeit erarbeite ich gerade die Theoriekapitel meiner Arbeit und werde erst im Laufe des Sommers zum theoretischen Teil, in den ich Ihre Expertise einbeziehen möchte, übergehen. Bei eventuell auftretenden Fragen wende ich mich gerne erneut an Sie und bedanke mich bereits jetzt für Ihre Hilfe. Die fertige Arbeit leite ich Ihnen gerne weiter, auch wenn dies noch einige Monate dauern wird...

MfG,
Katharina Schnabl

6)

Gesendet: Dienstag, 26. September 2017 um 11:26 Uhr
Von: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>
An: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Masterarbeit Uni Wien
Lieber Herr Lindemann,

mittlerweile befinde ich mich seit längerem in der „heißen Phase“ meiner Arbeit und hätte nun doch noch einmal Ihre Expertise gebraucht:

- Würden Sie sagen, dass man eine Übersetzung von Standardsprache in einfache Sprache auf Basis einer funktionalen (skoposorientierten) Theorie beschreiben kann? Wie und Warum (nicht)?
- Welchen Stellenwert hatte für Sie die intertextuelle Kohärenz zwischen Ausgangstext und Zieltext?
- Wie sind Sie Ihre Arbeit angegangen? Wie haben Sie begonnen,...? Und welche Kompetenzen braucht man Ihrer Meinung nach für eine „gute“ Übersetzung?

Es wäre sehr freundlich, würden Sie sich noch einmal kurz Zeit für mich nehmen.
Vielen Dank und freundliche Grüße aus Wien,

Katharina Schnabl

7)

Von: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Aw: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 27. September 2017 um 14:58:29 MESZ
An: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>

Liebe Frau Schnabl,

schön, mal wieder von Ihnen zu hören. Hatte mich schon gefragt, wie es mit Ihrer Arbeit wohl vorangeht.

Bis wann benötigen Sie meine Antworten denn?

Mit "intertextuelle Kohärenz" meinen Sie inhaltliche Übereinstimmung?

Ich muss gestehen, dass ich keine Ahnung habe, was eine "funktionale (skoposorientierte) Theorie" ist, so dass ich Ihre erste Frage wohl leider nicht werde beantworten können; gern aber die übrigen.

Beste Grüße
Andreas Lindemann

8)

Von: Katharina Schnabl <kathi.schnabl@gmail.com>
Betreff: Aw: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 27. September 2017 um 15:08:44 MESZ
An: Andreas Lindemann <a_lind@web.de>

Lieber Herr Lindemann,

vielen Dank für die rasche Antwort.

Gerne bin ich bereit, die Unklarheiten aufzuklären.

„Intertextuelle Kohärenz“ meint den inhaltlichen Zusammenhang zwischen Ausgangstext und Zieltext. Also wie wichtig war es für Sie, dass Ihre Übersetzung mit den Inhalten des Ausgangstextes übereinstimmt und diese kohärent wiedergibt?

Eine funktionale Übersetzungstheorie, und im Speziellen die Skopostheorie, vertritt die Ansicht, dass das Hauptaugenmerk bei einer Übersetzung nicht auf dem Ausgangstext liegen sollte, sondern dieser nur als Informationsangebot gesehen werden soll, die wesentliche Orientierungshilfe jedoch die Zieltextleserschaft sein sollte und man sich im Zuge einer Übersetzung hauptsächlich von deren Bedürfnissen und Vorwissen leiten lassen sollte. Würden Sie nun sagen, dass Sie bei Ihrer Übersetzung auch so vorgegangen sind? Warum (nicht)?

Ich hoffe, nun sind alle Unklarheiten beseitigt und ich freue mich auf rasche Beantwortung Ihrerseits, sobald es Ihre Zeit erlaubt.
Vielen Dank,

Katharina Schnabl

9)

Anhang.

Von: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Aw: Re: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 27. September 2017 um 16:13:12 MESZ
An: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>

Besten Dank für die Erläuterungen, ich kümmere mich in den nächsten Tagen darum. VG, A. L.

10)

Von: "Andreas Lindemann" <a_lind@web.de>
Betreff: Aw: Re: Masterarbeit Uni Wien
Datum: 1. Oktober 2017 um 16:05:45 MESZ
An: "Katharina Schnabl" <kathi.schnabl@gmail.com>

Hallo Frau Schnabl!

Zu 1) Nach meinem Dafürhalten sollte der Fokus bei Übertragungen in Einfache Sprache auf dem Originaltext und nicht auf den Adressaten liegen. Jener sollte allerdings auf seinen Kern, aufs Wesentliche reduziert werden, und dieses wiederum muss in eine Form, d. h. Sprache gebracht werden, die für die Zielgruppe verständlich ist.

Zu 2) Meiner Meinung nach sollte eine Übersetzung in Einfache Sprache so weit als möglich alle wesentlichen Informationen des Ausgangstextes enthalten. Ich denke, das ist auch bei Tschick gelungen - mit einer Ausnahme: Tschicks Homosexualität kommt zu kurz, das würde ich heute anders machen - , wenngleich der Text stärker vom Original abweicht, als es bei meinen anderen Übertragungen der Fall ist. Der hauptsächliche Grund dafür ist, dass ich Herrndorfs Roman für nicht sonderlich gelungen halte und ich, was mir an dem Buch nicht gefiel und was ich als überflüssig oder sinnlos empfand, nicht in meine Übersetzung übernehmen wollte. Zu nennen wären da u. a. die wiederholten Hitler-"Witze" oder die Episode auf der Müllkippe. Ich bekomme das jetzt aber nicht mehr alles zusammen, die Lektüre des Romans und seine Übertragung sind lange her. - Herrndorf sagte über die Arbeit an Tschick: "Ich habe dieses Buch in zweieinhalb Monaten geschrieben, auch wenn ich viele Szenen und Einfälle schon vorher fertig hatte. Ich fing kurz nach der Hirnoperation an, da musste ich sowieso immer früh aufstehen, weil es morgens zur Bestrahlung ging. So habe ich einfach um sechs angefangen zu schreiben. Dann wollten die Leute vom Verlag, die das Buch gar nicht angekündigt hatten, plötzlich, dass alles ganz schnell ging. Die haben vorn schon gedruckt und in der Mitte lektoriert, als ich hinten noch geschrieben habe."* Der Verlag hat Herrndorf unter Druck gesetzt, weil er fürchtete, der Autor könnte sterben, bevor das Buch fertig ist, sodass Herrndorf wohl schlicht nicht genug Zeit hatte, den Roman gründlich auszuarbeiten und zu überarbeiten; zudem war er schwerkrank, hatte eine Hirn-OP hinter sich. Und das wird beim Lesen von Tschick leider mehr als deutlich.

* <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-110118111.html>

Zu 3) Begonnen habe ich, indem ich mich erst einmal gründlich mit dem Roman, der mir, bis ich vom Verlag den Auftrag bekam, ebenso unbekannt war wie sein Autor, vertraut gemacht habe. Bei einem zweiten Durchgang durch den Text folgten Notizen, Anstreichungen, Streichungen, Überlegungen zur inhaltlichen Struktur der Übertragung und Querverweise (siehe Anhang; das Foto zeigt allerdings keine Doppelseite aus Tschick, sondern aus meinem Exemplar von "Annas Spuren, Ein Opfer der NS-'Euthanasie'", welches Buch ich ebenfalls übersetzt habe; Tschick ist schon vor Zeiten ins Altpapier gewandert ...). Anschließend ging es an die Ausarbeitung des Ganzen, sprich ans Schreiben, das die meiste Zeit in Anspruch nahm. Auf diese, sehen Sie es mir nach, hier nur skizzierte Weise bin ich bei allen meinen Übersetzungen vorgegangen. - Übrigens: Tschick war meine erste Übersetzung in Einfache Sprache überhaupt und ist mir durchaus nicht leicht gefallen. Der Text, der Ihnen nun vorliegt, stellt die dritte Fassung dar. Die erste war dem Verlag zu schwierig, die zweite zu einfach.

Anhang.

Was abschließend die Frage nach den Kompetenzen betrifft, sollte, jedenfalls meines Erachtens, ein Übersetzer/Texter für Einfache Sprache ein geübter, gründlicher und kritischer Leser sein; die Fähigkeit besitzen, auch komplexe Sachverhalte aufs Wesentliche zu reduzieren; Liebe zur Sprache, zum Umgang mit ihr und zur Literatur mitbringen; über ein gewisses schriftstellerisches Talent verfügen und die bereits an anderer Stelle erläuterten Regeln für Einfache Sprache kennen und umsetzen können.

Sollten Sie Nachfragen oder weitere Fragen haben, lassen Sie es mich gern wissen - vorausgesetzt, Sie bringen im Hinblick auf die Beantwortung etwas Zeit und Geduld mit. Ich wünsche Ihnen weiterhin gutes Gelingen und bin gespannt auf Ihre Arbeit!

Beste Grüße nach Wien
Andreas Lindemann

7.2 Abstract.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der intralingualen Übersetzung und den Formen, die diese im Bereich der barrierefreien Kommunikation annehmen kann. Die funktionale Translationswissenschaft und hierbei im Speziellen die Skopostheorie von Katharina Reiß/Hans J. Vermeer und die Theorie vom Translatorischen Handeln von Justa Holz-Mänttari bilden den theoretischen Rahmen. Basierend auf diesen Theorien hat Margret Ammann ein Modell zur Übersetzungskritik entwickelt, das im Rahmen dieser Arbeit auf seine Funktionalität in Bezug auf intralinguale Übersetzung geprüft wird. Für diese Analyse wurde der Jugendroman *tschick* von Wolfgang Herrndorf herangezogen und dieser, gemeinsam mit seiner Übersetzung in Einfache Sprache von Andreas Lindemann, gemäß des Modells von Ammann untersucht. Bei dieser Analyse liegt der Schwerpunkt auf den Kriterien für Einfache Sprache und es wird herausgearbeitet, inwieweit diese umgesetzt wurden bzw. welche Defizite die Übersetzung in diesem Bereich aufweist und ob das Modell von Margret Ammann dementsprechend in der Lage ist, auch intralinguale Übersetzungen kritisch zu analysieren.